

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus meinem Bühnenleben

Erinnerungen

Bauer, Karoline

Berlin, 1876

II. Berlin. 1824.

[urn:nbn:de:bsz:31-92935](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-92935)

II.

Berlin.

1824.

Berlin ist eine Bergstadt der Philosophie
und der gesellschaftlichen Bildung.

Jean Paul.

Nimm mich auf in Deine Hallen,
Stolze prächt'ge Königstadt!
Keine Deiner Schwestern hat
So an Schönheit reich von Allen
Ausgeschmückt der Künste Hand;
Aber ach — Dein Sand! Dein Sand!
Läß mich bei dem Glanze weilen,
Der in Deinen Mauern wohnt,
Bei der Göttin, die da thront
Hoch auf Deines Iheros Säulen,
Niederschaut aufs mächt'ge Land,
Ach — und auf den vielen Sand!

Gotthilf August Fehr. v. Maltig.

1. In und an der Königstadt.

Demn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, schon vor Bieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse sicht,
Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäderthüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.

Goethe, Vorspiel zum »Faust«.

»Die Berliner taugen nichts!« — sagte der große Friedrich grollend, wandte dem deutschen Berlin den Rücken und baute sich in Potsdam sein französisches »Sanssouci«.

»Dabei muß man nicht vergessen, daß er (Zelter) über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an Allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht so weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten!« — entschuldigt Goethe nach einem Besuche Zelters in Weimar die unpolirte Derbheit seines musikalischen Freundes und Korrespondenten in einem Gespräche mit Eckermann.

»Schäm Dy, Berlin, Dy hebb ick diä un satt,

Du byst un blyßt 'ne Bärenstadt!«

— schreibt Alexander von Humboldt übellaunig auf die Manuskript-Mappe seines »Kosmos« und flieht, so oft er kann, aus der »menschenleeren Wüste« an der Spree in die menschen-schäumenden Salons der Causerie an der Seine.

»Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez serieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitans, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie«
— steht in Mad. de Staël's Buch über Deutschland.

Aehulich lautet Heinrich Heine's Urtheil in seiner »Reise von München nach Genua«: — »Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin gibt blos den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Die Stadt enthält so wenig Alterthümlichkeit und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so weck und abgestorben. Denn sie ist, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen Wenigen der Vorzüglichste; was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes profaisch wunderbaren Helden, der die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit recht tapfer in sich ausgebildet hatte . . .«

Am häßlichsten aber — als grellste Dissonanz durchklingt mein altes berlinfrohes Komödiantenherz das Wort des gelehrten Christian Josias von Bunsen aus dem Jahre 1827: »Es ist entsetzlich zu sehen, wie sich, mit Ausnahme Weniger, die ganze Bildung Berlins um das Theater dreht!«

Denn dies Herz liebt Dich, Berlin, noch immer vor

allen andern Städten und schon Dein Namensklang läßt es frühlingfrisch erblühen in seliger Erinnerung und dankbarer Rührung. Umfaßt doch Dein Name die sonnigsten Blütentage meines Bühnenlebens — meiner glücklichen Jugend und meiner beglückenden Kunst!

Aber ich liebe das »alte« Berlin — das bescheidene, harmlose, fröhliche, glückliche, kleinstädtische Berlin vor einem halben Jahrhundert!

Das moderne Berlin — die brausende, gährende, jagende politische und sociale Weltstadt, entstanden nach den umwälzenden Völkerstürmen der vierziger Jahre, kenne ich nicht. Ich habe Berlin seit mehr als vierzig Jahren nicht wiedergesehn. So lebt »mein« altes, längst verwehtes Berlin in den Erinnerungen meines rückblickenden Auges und rücksehenden Herzens in alter Jugendschöne und Fröhlichkeit frisch fort.

Mein Berlin hatte nur 193,000 Einwohner, kein Gas, keine Eisenbahnen, keine Wasserleitung, keine Trottoirs, nur zwei Theater, zwei Zeitungen, schärfste Censur, keine Politik, kein perennirendes Börsenfieber und das lustige Lebens-Motto: Vive la bagatelle!

Noch war das Wort nicht verklungen: Wer den Gensdarmen-Markt mit dem Teufel zwischen den beiden Engeln — das Schauspielhaus zwischen den schöngekuppelten beiden Kirchen — und die schöne Hofrätthin Herz nicht sah, der hat Berlin nicht gesehn!

Als der Kaiser von Rußland seinem königlichen Schwiegervater eine große Spiegelscheibe für sein bescheidenes Palais schenkte, lief ganz Berlin hin, dies Wunder — die erste Spiegelscheibe in der Residenz-Stadt — anzustaunen.

Eine Schusterjungen-Prügelei, ein steigender Drache, ein Flug Tauben, ein gestürztes Kremserpferd konnte den Berliner stundenlang unterhalten.

Ein Eckensteher oder Schusterjungen-Witz machte die fröhliche Runde durch alle Weißbierstuben und ästhetischen Thee's.

An schönen Sonn- und Feiertagen zog der Berliner — den riesigen rothen, grünen, blauen Familienregenschirm mit blinkendem Messingbeschlag, von gebildeten frauenzimmerlichen Seelen poetisch »Parasol« genannt — unter dem linken Arm, in der rechten Hand die lange buntbetroddele »kalte« Pfeife, denn bei Geld- oder Leibesgefahr durfte auf offener Straße nicht geraucht werden, — mit Weib und Kind und Kegel und selten fehlendem Kinderwagen hinaus in die romantischen Gefilde von Pankow, Stralau, Treptow, Schöneberg, Charlottenburg, Moabit, fröhliche Einkehr haltend, wo winkten das Rollen der Kegelfugel, Drehorgel, Schaukel, Caroussel und vor Allem die lockende Inschrift: »Hier können Familien Kaffee kochen!«

Herr von Nagler und die von ihm geschaffene erste Schnellpost nach Magdeburg waren die glorreichen Götter des Tages, gefeiert mit ganzen Bächen von Tinte in Prosa und in Versen.

An Stricken hingen quer über die Straße schwankende, rasselnde Laternen mit melancholischen Dellämpchen — und drunter hindurch wanderten abends blinkende Lichtlein, von der vornehmen Stocklaterne mit den zwei dicken Wachslichtern über der Schulter des voranleuchtenden gallonirten Dieners — herab bis zu dem bescheidenen Laternchen in der Hand des einkaufenden Mütterchens, oder niederhängend aus dem Knopfloch eines Schleiermachers, der heimkehrte von seiner Freundin, der geistvollen schönen Jüdin Henriette Herz. Stand aber Mondschein im Kalender oder ließ der erste Mai die wilden Gräschen auf den sandigen ungepflasterten und unkultivirten Plätzen der Stadt, wie in der soldatendurchwateten Sahara des »Lustgartens«, des täglichen Exerzirplatzes, mager aufsprießen — so erlosch auch das letzte Flämmchen der Straßenlaternen. Vom ersten Mai bis zum ersten September hielt die

Berliner Straßenbeleuchtung ihren unerbittlichen Sommerschlaf — trotz des memento mori: daß in der noblen Wilhelmstraße ein vornehmer Herr bei der abendlichen Finsterniß in eine un-
eingehgte Baugrube stürzte und — am andern Morgen als Leiche herausgezogen wurde. Und trotz aller Stachelverse der Berliner Poeten! So courfirte damals das Triolet eines Anonymus:

»Hier in Berlin am ersten Mai,
Dem Wonnemond der Liebe,
Sorgt unsre Straßenpolizei
Für abendliche Trübe.
Kein Lämpchen brennt, es ist vorbei
Mit mobischer Aufklärerei
Hier in Berlin am ersten Mai,
Dem Wonnemond der Liebe.
Da wandelt und da handelt frei
In Finsterniß die Liebelei,
Da brechen aus der Hausvogtei
Brandstifter, Gauner, Diebe
Und Fremde Arm und Bein entzwei,
Hier in Berlin am ersten Mai,
Dem Wonnemond der Liebe.«

Und Ludwig Robert, der Bruder Rahels, richtete in der ersten
Mainacht 1824 in den »Promenaden eines Berliners in seiner
Vaterstadt« folgenden humoristischen Finsterniß-Seufzer an
Ludwig Tieck:

... »Warum noch gestern, so fragst Du,
Spärlich zwar, aber erleuchtet doch
Straßen und Plätze waren,
Und heute mit einem Mal
Alles so rabenschwarz?
Weißt Du denn nicht, Du geborner Berliner,
Welch mythisch-symbolisches Fest
Die Stieffchwester der Themis,
Die Zofe der Nemesis,
Alljährlich an diesem Tage
Stolz und freudig begeht?!

Ihrer Mutter und Schuggöttin
Der geheimnißreichen Nacht zu Ehren
Löschet die Polizei
Heut in des Wonnemonds erster Nacht,
Jedes matt aufbämmernde Flämmchen
In den Laternen der Stadt. —
Vier Monde dauern
Die dunklen Mysterien;
Und während vier Monden darf
Kein leuchtendes Lämpchen
In dem prachtvollen Berlin,
In der Hauptstadt der Brennen — brennen! . . .

Eine neue Erscheinung in der Oper, im Schauspielhause, Konzert, Ballsaal, eine Recension von »Spuck-Schulze« in der »Spenerschen« oder von Gubiß, Wilibald Alexis, Kellstab in der »Vossischen«, ein Hoffest, eine kostümirte Schlittenfahrt, eine originelle Toilette, ein pikantes Histröchen, ein Roman von Walter Scott, eine Mimik-Geschichte von Clavren, ein anonymes Gedicht — konnten ganz Berlin tagelang beschäftigen . . .

Ja, »mein« altes Berlin war noch recht kleinstädtisch und harmlos! Aber ich glaube: dabei unendlich viel lebenswürdiger und glücklicher, als die heutige »Weltstadt« Berlin mit ihrer blendenden Gashelligkeit in den Straßen und Theatern und politischen und socialen Köpfen, — mit dem brausenden, verschlingenden Dampfleben, — der Gründerfäulniß, — der fieberhaften Jagd nach »Glück«, Reichthum, Genuß, Orden und Titeln, — mit ihrem philosophischen Nihilismus und Pessimismus — und mit ihren zwei Duzend Theatern . . . Lebenswürdig und glücklich war mein altes Berlin in seiner warmen Herzlichkeit, gemüthvollen Gemüthlichkeit, sonnigen Lebenslust, nie müden Gastfreiheit, heiteren Geselligkeit bei Thee und »Butterrebrod«, frohen Harmlosigkeit, behaglichen Genügsamkeit, regen Geistesfrische, blühenden Kunstfröhlichkeit . . . und auch in seinem »holden Theaterwahnsinn!«

Dabei stets »hülfreich und gut!« So schreibt Rachel über die Opferfreudigkeit Berlins in dem schweren Kriegsjahr 1813, als es in dem großen Lazareth für die Verwundeten an Vielem mangelt: . . . »Kaum erfuhr es aber die Stadt, so war ein Generalaufstand. Jeder schrie, lief, gab . . . Alle Aerzte sammelten, fuhren mit großen Geldbeuteln. Wäsche aller Art, Betten wurden nach ihren Häusern geschickt, Essen, wo immer hundert fünfundzwanzig Frauen kochen ließen; keine schlief, ruhte mehr. — Mir hat's einen großen Theil Gesundheit gekostet . . . Ich schreibe dies mit Thränen in den Augen und mit Entzücken über unsere Stadt! — Die Juden geben, was sie nur besitzen . . . Nein, wie freut mich diese Stadt!«

Dahin gehört ein rührendes Geschichtchen aus dem alten Berlin. Unter den Linden sitzt den ganzen Sommer über auf einem niedrigen Bänkchen ein gichtgekrümmtes armes altes Mütterchen und näht für die spielende Jugend bunte Bälle zum Verkauf. Davon lebt sie kümmerlich . . . Da sieht sie ein hölzernes Bein in einer blauen Soldatenhose heranhumpeln. Mehr nicht, denn sie kann den gebeugten Nacken nicht erheben. »Ein armer Invalide, der für sein Vaterland zum Krüppel wurde!« — denkt die Alte mitleidig und vergißt über das fremde Unglück ihre eigene bittere Armuth. Sie nimmt die größte Münze, die sie heut für ihre Bälle eingenommen hat, und hält sie in die Höhe, dem Invaliden entgegen. Der Stelzfuß zögert neben ihr. Könnte sie dem Unglücklichen doch in's Auge sehn! »Nehmt, armer Mann, und Gott gesegne es Euch!« — Sie fühlt eine Hand, die ihr das Geldstück abnimmt, und hört eine gerührte Stimme: »Gott vergelt's Euch, gute Mutter!« Dabei fällt ein blinkendes Goldstück in ihren Schooß . . . Der Stelzfuß humpelt weiter . . . aber er kehrt wieder, er, der reiche General, um fortan wie ein Sohn für das arme Mütterchen zu sorgen. Das braucht nimmermehr unter den Linden zu hocken und Kinderbälle zu nähen. . . .

. . . In dies alte, bald so heiß geliebte Berlin fuhren die

Mutter und ich mit meinem Hündchen Visinka am 26. Mai 1824 Nachts 11 Uhr todmüde ein, — durch die nicht enden wollende enge, stockfinstere Königsstraße dem Alexanderplatz zu. Bethmann hatte versprochen, uns dort ein provisorisches Logis zu miethen.

Der große Alexanderplatz war wie ausgestorben. In dem bezeichneten Hause links neben dem Theater schienen sämtliche Bewohner zu schlafen. Der Postillon blies, rief, klopfte, zog die Glocke — lange vergebens. Endlich wurde ein Fenster im ersten Stock geöffnet. Ein Licht und ein jugendliches Gesicht neigten sich hinaus, und in bayerischer Mundart hörten wir: »Kommen Sie etwa aus Karlsruhe? Dann bitte ich heraufzukommen! Direktor Bethmann hat uns ersucht, Sie zu bewillkommen; bis morgen müssen Sie sich schon mit dem bestellen, leider sehr unwohnlichen Zimmer behelfen.« — Die artige Sprecherin, Fräulein Weidner aus München, begrüßte mich als Kollegin sehr herzlich. Aber eine Hiobspost kam nach: Bethmann hatte nach einer heftigen Scene mit den Aktionären des »Königstädter Theaters« seine Entlassung gefordert — erhalten — und tief gekränkt Berlin verlassen.

Aus übervollem, bangen Herzen, mit Seufzen und Thränen klang uns dieser Willkomm in der wildfremden Stadt entgegen. Bekümmert und erschrocken setzten die Mutter und ich uns auf eines der Betten in dem sophalosen, unbehaglichen Zimmer, und Fräulein Weidner und ihre Mutter auf das gegenüberstehende. Klagend fuhr die Kollegin fort: »Es herrscht hier heillose Unordnung! Nichts ist fertig, nur Weniges vorbereitet. Keine Rollen sind vertheilt, keine Proben angefekt. Vice-Direktor und Sekretär Baron von Biedenfeld vermag trotz des besten Willens keine Autorität zu erlangen. Niemand will gehorchen. Die Regisseure Schmella und Angeli hemmen die Thätigkeit ihres einsichtsvollen Mitregisseurs Nagel durch Eifersüchteleien und Mißtrauen. Der Geschäftsführer, Justizrath Kunowsky, ist ein lebenswürdiger geistreicher Mann und mit Enthusiasmus dem neuen Institut ergeben, aber zu

eraltirt und sanguinisch; auch fehlt ihm Zeit, Theater-Praxis und — Energie. Er taucht auf und verschwindet wie ein Irrewisch und hinterläßt nur Verwirrung. Die Aktionäre wissen wohl die Einnahmen zu berechnen, geizen aber mit den nöthigsten Ausgaben. O hätte ich doch mein trautes München nicht verlassen!»

»Und wir nicht unser schönes Karlsruhe!« — klang's aus mir wider. Thränen drohten auch bei der Mutter und mir auszubrechen. . . . Da ertönte eine Flöte — wehmüthige Melodien — sehr gut geblasen. . . .

»Der Stiefsohn Bethmann's, ein junger Baron,« erklärte die Weidner, — »ein sanfter, ernster Jüngling; er wohnt über uns und musizirt oft die ganze Nacht hindurch.«

»Das fehlt' uns noch!« rief meine Mutter in komischer Verzweiflung aus, — »nichts stimmt trauriger, als melancholisches Flötenspiel. . . . O wie er jetzt so schwermüthig bläst — Himmels:

»Mir auch war ein Leben aufgegangen!«

»Sicher folgt jetzt:

»An Alexis send' ich Dich!«

lachte die Weidner — und richtig: gleich darauf intonirte die melancholische Flöte den Rosengruß an Alexis.

Da lachten wir denn hell auf — und wurden Alle heiterer und muthvoller. Und bald lullte uns:

»Freudvoll und leidvoll«

des schwärmerischen Flötenspielers ganz angenehm ein — die erste Nacht in dem großen, wildfremden Berlin.

Der folgende Morgen ließ sich besser an. Ein etwas zweifelhaftes Individuum präsentirte sich als Theaterdiener und brachte die erfreuliche Nachricht: die gegenüberwohnende Frau Doktorin Rintel ließe uns einladen, das freie, hübsche Logis über ihrer Wohnung zu besichtigen.

Froh eilte ich hinüber — und nach wenigen Stunden war Alles so weit eingerichtet, daß wir Besuch empfangen konnten. Als ich treppauf — treppab sprang, um das Auspacken zu überwachen, und rüstig mit Hand anlegte — trat mir aus dem Zimmer des ersten Stockes eine nicht mehr junge, aber höchst anmuthige Dame entgegen und sagte auf die lebenswürdigste Weise: — »Ich bin die Doktorin Rintel — mein Vater ist der Direktor der Singakademie, Zelter! — Bethmann, ein Freund meines Mannes, hat Sie uns empfohlen. Er kam vor seiner schnellen Abreise noch athemlos gerannt, um dies Briefchen für Sie einzuhändigen. Recht viel Liebes haben wir von der Süddeutschen vernommen; nach Kräften werden wir Ihnen beistehen!«

Da erschien mir Berlin doch schon in einem rosigeren Lichte. Wir waren nicht mehr verlassen; gute, liebe Menschen wollten sich unserer annehmen.

Bethmann schrieb: »Um Jhretwillen, liebes Fräulein, bedaure ich hauptsächlich, Berlin so schnell verlassen zu müssen! Denn Sie sind unstreitig von den Mitgliedern die Unerfahrenste im Theater-Treiben. Doch nur muthig vorwärts! — Talent, Jugend und ernstes, eifriges Streben werden auch Ihnen helfen, im neuen Kunsttempel Fuß zu fassen. Vor dem Herbst kehre ich wieder und stelle Sie meinen ehemaligen Kollegen an der königlichen Bühne vor. . . .«

Wie heimisch fühlten wir uns gleich bei Rintels, wie ungenirt plauderten wir zusammen, so vertrauensvoll, als sei es nicht das erste Mal, daß wir am Familientisch mit ihnen Kaffee tranken. Des Doktors sanftes, würdiges Wesen beruhigte und flößte Sympathie ein. Das lebenswürdige Paar bestätigte die Versicherung Bethmann's, daß die Berliner mit Ungeduld der Eröffnung des »Königstädter Theaters« — damals der einzigen Bühne neben der königlichen — entgegen sähen, und das Publikum sich auf die heiteren Lebensbilder freue; — denn nur Lustspielen, kleinen Schauspielen, Lokal-

possen, Vaudevilles, Parodien, Travestien, Operetten und Singspielen solle die neue Bühne geweiht sein, höchstens dürften dann und wann Melodramen ihre düsteren Schatten werfen. Der König hätte gern dem Kommissionsrath Cerf die Konzession zum Bau eines zweiten Theaters ertheilt, da auf der königlichen Bühne das klassische Repertoire vorherrsche und Friedrich Wilhelm III. heitere Lebensbilder im Volkston besonders liebe.

»Aber warum läßt der König denn nicht solche Lieblingsstücke auf seiner Bühne spielen?« — fragte ich.

»Nein, Friedrich Wilhelm der Gerechte hat mehr als einmal gesagt: Ich will meinen Geschmack dem Publikum nicht aufdrängen; — und Graf Brühl soll in Ruhe gelassen werden!« —

Ueber die Genesis des neuen »Volkstheaters« hörten wir bald noch allerlei Wunderbares. Schon 1815 hatte der Schauspieldirector Karl Döbbelin dem Könige den Plan zu einem Volkstheater in Berlin vorgelegt und die allerhöchste Billigung erhalten. Aber Graf Brühl, der Intendant der königlichen Bühnen, machte den Monarchen auf die Gefahren für die eigenen Institute aufmerksam, erbot sich jedoch gleichzeitig, solch ein kleines »Volkstheater« für königliche Rechnung zu schaffen und nebenbei zu leiten. . . Darüber gingen sieben Jahre hin — und plötzlich, im Mai 1822, lief das allarmirende Gerücht durch Berlin: der jüdische Kommissionär Friedrich Cerf, früher Pferdehändler, der nicht schreiben und nicht lesen kann, hat für sich und seine Nachkommen die Konzession zu einem Volkstheater in der »Königstadt« erhalten und diese Konzession für eine Pachtsumme von jährlich 3000 Thlr. sogleich an eine Aktiengesellschaft weitergegeben! — Und richtig! Das Cerf'sche Haus am Alexanderplatz, dem früheren »Ochsenmarkt« wurde über Hals und Kopf zum Theater umgebaut.

Diese Aktionäre hatten aus ihrer Mitte sechs reiche Bankiers zu Direktoren des neuen Kunsttempels erwählt: Benecke von Gröbzigberg, Herz Beer, Joseph Mendelssohn,

Frändel, Martin Ebers und J. D. Müller — und den Justizrath Kunowsky als Syndikus und Geschäftsführer des Instituts angestellt.

Von diesen sämtlichen sieben Herren hatte auch nicht ein Einziger eine blasse Ahnung von der praktischen Führung eines Theaters oder ein Körnchen »Bühnenverstand«.

Dazu kam, daß in der »Königstadt« kein Stück des königlichen Repertoires gegeben werden durfte, — außer es sei an den Hof-Bühnen seit vollen zwei Jahren nicht gespielt! — Ganz ausgeschlossen waren: Trauerspiele, Opern, Pantomimen, Ballets und eingelegte Tänze.

Baron Biedensfeld machte uns seinen Besuch. Der Vize-Direktor trug einen verstümmelten Arm in schwarzseidener Binde; das eiserne Kreuz auf seiner Brust erklärte uns, wie er zum Krüppel geworden. Der Mutter und mir stiegen die Thränen in's Auge — wir dachten an meinen Vater, der aus jenen Schlachten für's Vaterland nicht wiederkehren durfte. Der Baron mochte wohl vierzig Jahre zählen und hatte angenehme, intelligente Züge. Er zeigte sich als feingebildeter Mann und plauderte bald gemüthlich in Wiener Mundart. Er lud uns freundlich ein, ihn nach Hause zu Frau und Tochter zum Mittagessen zu begleiten. Wir würden dort auch seinen Schwiegersohn Spitzeder kennen lernen.

»Wenn das so fortgeht,« rief ich fröhlich, »müssen wir an eine unsichtbare, beschützende Macht glauben. — Warum aber blicken Sie so traurig, Herr Baron?«

»Eina, bedenke doch!« verwies die Mutter . . . »Entschuldigen Sie, Herr Baron, das laute Denken meiner Tochter!«

»O, lassen Sie das Fräulein doch aufrichtig sein! Zu bald wird sie leider nur Klugheit sprechen müssen, wenn sie durchkommen will auf den hiesigen heißen Brettern. — Sie haben aber ganz recht gesehen, mein aufrichtiges Fräulein: ich bin sehr deprimirt! Seit Bethmann's Zerwürfniß mit den

Altionären ist meine Stellung unerträglich geworden: ich soll Alles vermitteln, ermöglichen — und werde bei der herrschenden Konfusion nachgerade mit verwirrt. Doch, dies darf Sie nicht entmuthigen. Bitte, erfreuen Sie mit Ihrer sonnigen Heiterkeit meine heimwehkranke Frau und Tochter — sie vermissen hier noch mehr als ich unser geliebtes Wien.«

Am Fuß der Treppe hörten wir einen Wagen anrasseln und in der Hausthür stießen wir auf einen Herrn, den Biedenfeld: »Ah! Kunowsky!« begrüßte. Dann stellte er vor: »Herr Justizrath Kunowsky — unsere Hauptstütze, Geschäftsführer und geistiger Dirigent des neuen Instituts, das belebende Element des ganzen Unternehmens!« Es klang wohl etwas Ironie aus dem Lobe, — Kunowsky indessen nahm es à la lettre. Er bot mir seinen Arm, mich zu Biedenfeld's zu führen. Und nun — während der kurzen Strecke sollte ich die echte, berühmte — und berühmte Berliner Suada kennen lernen. Solch' ein Ueberstürzen verschiedener Thematās, solch' Gemisch von Wiß, Laune und Raketenprühen im allerschnellsten Tempo hatte ich bis dahin noch nie gehört. — Betäubt — verwirrt — konnte ich nur selten einige Bemerkungen einschalten. Kunowsky's Neuferes frappirte mich auch; — ich vermochte nicht zu sagen, ob mich ein Alter-Junger, — oder ein Junger-Alter führte. Die schlanke, geschmeidige Figur, das nach Art der Studenten gescheitelte, lockige, braune Haar, die blauen, geistvoll strahlenden Augen — und dazu ein verwittertes, fahles Gesicht und bedenklicher Zahnmangel. . . .

Kunowsky sprühte: »Unser Theater wird bald das königliche überflügeln! Wir haben junge Kräfte, immense Talente! — bei den Hoffchauspielern ist die Glanzperiode vorüber — besonders die Damen könnte man in's Antiquitäten-Kabinet stellen. . . .«

»Madame Stich ist aber doch noch zu den jugendlichen Künstlerinnen zu zählen!«

»Jewiß! jewiß, — imposante Gestalt, vortrefflich im

Trauerspiel, — aber im Lustspiel ungraziös, unmobil, gar nicht bedeutend . . . «

»Und die gepriesene Louise v. Holtei? — kaum in den Zwanzigen . . . «

»Reizendes Gesichtchen, besonders als Käthchen von Heilbronn und Melitta, — aber zu klein, zu lange Arme, zu beschränktes Rollenfach, auch nicht lebensfrisch genug, zu veilchenartig bescheiden wirkend . . . «

»Und Devrient, Wolff, seine Gattin, Nebenstein, Krüger u., sind das nicht Künstler in voller Kraft ihres Talentes?«

»Jewiß! jewiß! — aber unsere Königstädter werden ihnen schon nachkommen. Klassische Stücke — d. h. Trauerspiele dürfen wir zwar nicht geben, doch das wird sich finden. Und wir werden dafür ein brillantes Lustspiel-Ensemble haben. Ludwig, Meyer, Piehl, Nagel — welche Schauspieler! Schmalka, Angeli, Köfke — welche Komiker! — und vor Allen Spitzeder, unsere Perle, unser Stolz! — Ach! und die Damen — Weidner, die Schwestern Sutorius und Herold, Karoline Müller, Sie, Verehrteste — welche Künstlerinnen! welche jungen blühenden, siegenden Schönheiten!«

»Erlauben Sie, Herr Justizrath, — spielen diese Damen — zweite Liebhaberinnen?«

»Nein! — Erste!«

»Sieben erste Liebhaberinnen an einer Bühne . . . da hätte ich Lust, sogleich wieder abzureisen. Mein Kontrakt lautet auf erste Partien, und ich habe nicht die Karlsruher Bühne verlassen, wo ich neben Madame Neumann gefiel, um mit diesen sechs Damen hier um die Palme zu ringen und um Rollen zu kämpfen!«

»Begreife, Verehrteste, aber im Anfang müssen Sie der Sache zu Liebe auch unbedeutendere Rollen übernehmen. Im

»Tournier zu Kronstein« ist die Gräfin Elsbeth Ihnen zuertheilt; in acht Tagen wird die erste Probe stattfinden, am Geburtstag des Kronprinzen wird das Stück gegeben werden.«

»Aber der Kronprinzliche Geburtstag ist ja erst am 15. Oktober — und jetzt haben wir Mai. Warum werden nicht zuerst die vorhergehenden Stücke einstudirt?«

»Kleinigkeit, wird Alles zur Zeit geschehen!« . . . Und nun folgte eine wahre Apotheose des neuen Institutes und ein Wasserschwall der spreeathenienfischen Suada von dem hülfreichen Wohlwollen des Königs, der brennenden Ungebuld des Publikums auf die Eröffnung des »Volkstheaters«, von einer neuen, herrlichen Kunstepoche . . . und so unaufhaltsam weiter. . . .

Erst bei Biedenfeld's durfte ich freier athmen. Mit Herzlichkeit wurden wir von den Wienerinnen bewillkommet. Die Baronin hatte dieselbe Ruhe und Milde in ihrem Benehmen, wie meine Mutter. Sie war früher an den Komiker Schüller in Dessau verheirathet gewesen und hatte selbst als erste Sängerin geglänzt. Jetzt sollte sie an der Königstädter Bühne als Chordirektorin wirken. — Ihre Tochter aus erster Ehe, Frau Spitzeder, war eine zierliche Erscheinung: schwarze Prachtaugen schauten aus dem blassen, lieblichen Gesicht unendlich wehmüthig, als suchten sie vergebens das geliebte Wien, wo Henriette Spitzeder als erste Sängerin, besonders als reizende Susanne im »Figaro« und Zerline im »Don Juan«, der Liebling der Wiener war . . . Oder ahnten diese schönen, traurigen Augen, daß sie sich schon nach vier Jahren auf immer schließen sollten? — Joseph Spitzeder, der berühmte Wiener Bassbuffo, dagegen sah fröhlich und zuversichtlich aus. Ein großer, blondlockiger, schöner junger Mann, dessen Lächeln und blitzende tiefblaue Augen den humoristischen Schalk verriethen. — In Weimar geboren, war er schon als Kind mit seinem Vater, einem berühmten seriösen Bass nach Wien gekommen und hatte dort von dem Hofkapellmeister Joseph Weigel, dem Komponisten

der »Schweizerfamilie«, den ersten Gesangunterricht erhalten. Jetzt sah er aus: wie ein junger lebensfroher Student in dulei jubilo. Aber ich sollte ihn bald als bescheidenen, redlichen, treuen Kollegen schätzen lernen. Dabei war er ein vortrefflicher Familienvater — und auch bei allen späteren Misere der »Königstadt« von unverwüßlicher strahlender Heiterkeit.

Plötzlich sagte Kunowsky Adieu! — und fort war er. Wir sahen uns eine Weile beobachtend, lächelnd an — aber der köstliche Spizeder gab in seiner derb gemüthlichen Wiener Art den Gedanken Worte: »Unser Geschäftsführer ist heut wieder einmal e bissel — verrückt! Sonst ein seelenguter, auch kluger Herr, — aber hier im Oberstübchen geht es manchmal drunter und drüber und zum Dirigenten für ein Theatervölkchen fehlt ihm eine gute Portion Energie und kaltes Blut!« — Dann schlug er plötzlich in das höchste Pathos um: »Wir fahren halt auf dem Meer fremder Verhältnisse, und wissen nicht, ob's Schifflein glücklich landen wird! — aber um uns zu stärken zu den herannahenden Kämpfen, wollen wir Leidensgefährten — — (in Wiener Mundart) jetzt zunächst fröhlich echte Wiener Rahmstrudel essen!«

Für mich war dies genügend, um in tolles Lachen auszubrechen; die Andern mußten mit einstimmen, selbst des lustigen Kollegen kleine ernste Frau, und nun weidete ich mich förmlich an Spizeders unerschöpflicher, liebenswürdiger Laune, — die dem Komiker bald auf Befehl des Königs 24 Stunden Arrest eintragen sollte. Während des russisch-türkischen Krieges extemporirte er nämlich im Königstädter Theater: »Die Zusehmänner hauen sich mit den Muselmännern . . .« und eine preußische Königstochter war ja Kaiserin der »Zusehmänner«. —

Als wir mit Champagner auf glückliches Landen unseres Schiffleins anstießen, kam ein Bote von Kunowsky mit einem Bleistiftzettel an mich: »Verehrteste! Ich vergaß zu erinnern, daß Sie morgen durchaus den Herren Direktoren Besuche abstaten müssen; hier die Adresse der verheiratheten Matadore.

Abends erwartet meine Frau Sie mit der werthen Mama. Es ist unser Empfangstag, und wir freuen uns, Sie mit den für Kunst glühenden Stammgästen bekannt zu machen.« —

»Wie liebenswürdig!« bemerkte meine Mutter.

»Ja gewiß!« — sagte die Baronin resignirt — »aber die Damen werden gleich uns bei dem Rout Entsetzliches ausstehen in den kleinen Zimmern, überfüllt von Besuchenden. Das ist ein betäubendes Kommen, Gehen, Drängen, Schwätzen . . . Ich werde stets krank von dem — Vergnügen und beneide meinen guten Mann, der die Gabe besitzt, sich still in eine Ecke zu drücken und dort bei allem Lärm sein — Abendschläschen zu halten.«

Im grauseidenen Ueberrock, mit Rosa verziert, eine Pariser rosa Atlas-Toque mit Marabouts auf den hochfrisirten Locken, die Mutter schwarz, im hellgelben Krepphut — fand ich unsere Toilette sehr hübsch für die Visiten bei den stolzen Direktoren und Direktrizen. Aber wie wurde ich angestarrt! Ob vielleicht die Toque zu verwegen aufgestülpt war? — oder ob ich mich nicht demüthig genug vor den Millionären verneigte? — Ich vernahm wenigstens später von Baron Biedenfeld, daß Bankier Fränckel ihm andern Tags gesagt: »Bedenken Sie ja die etwas determinirt aussehende Blondine mit ersten Rollen, denn zweite wird sie sicherlich nicht oft übernehmen!«

Bankier Benecke von Gröbzigberg, wegen seines Reichthums gewöhnlich »Fürst Benecke« genannt, sprach sehr leise, aber angenehm, und geleitete uns zu seiner Gattin — wie verlegen. Durchlaucht lehnten in der Sophaecke, ein Riechfläschen in der Hand, und klagten herablassend im besten Berlinisch über Nervenkopfweh. Wir wollten uns sogleich entfernen, — wurden aber ersucht, Platz zu nehmen. Eine gezwungene Unterhaltung entspann sich. Durchlaucht geruhten unter Anderm zu

fragen: »Haben Sie denn auch ein jutes Gedächtniß? — Das Auswendiglernen der Rollen muß doch entseßlich sind!«

Ich war im Begriff pikirt zu antworten, aber ein Blick der Mutter verhinderte es. Mäthen mußte ich mich aber doch, — und so erwiderte ich lammfromm: »Ich besitze ja kein Gedächtniß, — ich bin ein armes jequältes Menschenkind!« —

Ihr Erröthen bewies, daß sie mich verstanden hatte. Sie blieb meine Gegnerin von dieser Minute an. Ich habe nie wieder einen Fuß in dies goldene Haus gesetzt — das so bald zusammenbrechen und den Wohlstand und die Hoffnungen so vieler Menschen unter seinen Trümmern begraben sollte.

Von der Mutter der Mad. Benecke, der originellen Mad. du Titre, deren feenhafte Feste Friedrich Wilhelm III. nicht selten beehrte, um sich — an dem unverfälschten Berlinisch der Wirthin zu ergötzen, wußte Berlin die lustigsten Anekdoten zu erzählen. Sie titulirte den König nur »Majestäteten« und war unermüdlich, Majestäteten die besten Leckerbissen aufzuzüthigen. Als nun der König auf seiner gewöhnlichen Mittagspromenade im Thiergarten einmal ihren vertraulich-unterthänigsten Knig nicht bemerkt und also auch nicht erwidert hatte, zerfloß sie in Thränen über diese allerhöchste Ungnade — und beruhigte sich auch erst, als sie den König bei der nächsten Gelegenheit weinend interpellirt hatte: warum Majestäteten so stolz an ihr vorüberjeloßen sei und was sie Majestäteten in ihrer Unschuld zu Leide gethan habe — bis der leutselige Monarch lachend das Mißverständniß aufgeklärt hatte.

A propos: jeloßen! Als eine wohlmeinende, aber weniger reiche Freundin die Millionärin vertraulich erinnerte, doch nicht immer »jeloßen« statt gelaufen zu sagen, plakte diese heraus: »Ach wat, Liebste, lassen Sie mir man: Ihre Döchter sind nun schon 30 Jahre jelaufen und jelaufen un haben bis heute noch keinen Mann gekriegt — meine Döchter sind jeloßen un jeloßen un waren mit 17 Jahren schon an den reichen Benecke un an einen Baron futsch!« —

Hadte Mad. du Litre etwa einmal gehört: aus welchem intimsten Stück seiner abgelegten Garderobe der alte originelle Herzog von Koburg für die Hofdamen seiner Gemalin heimlich mit Paradiesvögeln geschmückte Turbans oder Toques zu Weihnachtsgeschenken anfertigen ließ?

Genug, sie kommt einst zu der elegantesten Putzmacherin Berlins und breitet vor deren entsehten Augen solch ein sammentenes Erbstück vom seligen du Litre aus und besteht mit der wunderbaren Beharrlichkeit eines echten Originals darauf: Mad. Coeven solle ihr daraus einen Winterhut anfertigen und mit Straußenfedern garniren — bis die Putzmacherin, um die reiche Kundschaft nicht zu verlieren, die delikate Aufgabe übernimmt und ausführt. Ganz Berlin muß dies Hut-Monstrum bewundern und seine Entstehungsgeschichte anhören. Sogar Majestäteten wurde es nicht geschenkt, aus dem gerührten Witwenmunde zu vernehmen: wie Mad. du Litre ihren Seligen ehrte! — Und Berlin hatte neuen reichen Stoff zum — Lachen!

Einst geht unser Original in höchster Eleganz in der Königstraße spazieren. Da sieht sie ein entfesseltes Kind sich entgegenspringen. Voll Geistesgegenwart reißt sie die nächste Glashür auf, stürzt in den Laden und ruft: »O Jemine, hier kommt 'ne dolle Kuh!«

Dabei war Mad. du Litre eine gute wohlthätige Frau und eine eifrige Beschützerin der Kunst. Fast jeden Abend erschien sie im originellsten Puz in ihrer Theaterloge und ihre drastischen, laut geflüsterten Zwischenreden erregten nicht selten die allgemeinste Heiterkeit im Publikum und auf der Bühne. Sah sie den König mitten im Akt in seine Loge treten, so erhob sie sich mit möglichstem Geräusch und knigte und dienerte so lange, bis ein allerhöchstes Lächeln und Kopfnicken ihr dankten. Dann strahlte den ganzen Abend ihr glücklich-stolzes Gesicht: »als blickte Vollmond drein!« — Ihr »Abjott« war Ludwig Devrient und sie ruhte nicht, bis der sonst so gesellschaftscheue Künstler einmal ihr gastliches Haus besuchte.

»Aber nie wieder!« — sagte er — und ging zu Lutter und Wegner, wo er den Stammgästen sogleich eine köstliche Kopie von Madame du Litre gab.

Am Abend saß ich mit der Mutter zum ersten Mal in höchster Spannung im ersten Range des dichtbesetzten königlichen Schauspielhauses. Es erschien mir gegen das Karlsruher klein, aber eleganter, auch besser beleuchtet. Das Haus war erst vor drei Jahren nach dem großen Brande des Jfflandschen National-Theaters im prachtvollen Neubau nach Schinkels Plänen wieder eröffnet und hatte wegen seiner Kleinheit im eigentlichen Schauspielraum bei der Größe des ganzen Gebäudes schon viel von dem Witz der Berliner zu leiden gehabt. Der Kronprinz, im Witz ein echter Berliner, hatte auch hier den Ton angegeben. Als Intendant und Baumeister ihn durch den schönen großen Konzert- und Ballsaal des Hauses in das eigentliche Theater führten, sagte er sarkastisch: »Ei! sieh! da ist in dem Schauspielhause ja auch nebenbei ein kleines Theaterchen! Man sollte es kaum glauben!«

Und die Berliner wickelten ihrem Kronprinzen nach: »Schinkel wurde bei der Eröffnung herausgerufen? — Natürlich, denn drinnen hatte er ja auch keinen Platz!«

Und:

»Das Schauspielhaus hat hundert Winkel,
Aus jedem tönt's: O — h! Schinkel! Schinkel!«

Dafür aber klang des klassischen Baumeisters Lob aus jedes denkenden Schauspielers Munde, in das ich bald aus vollem Herzen einstimmen durfte. Es war eine Lust, in dem kleinen Hause bürgerliche Schau- und Lustspiele zu spielen. Man brauchte nicht zu forciren, man sprach und bewegte sich natürlich, wie im Leben, und auch die feinste Nuance kam zur Geltung.

Das sah ich gleich am ersten Abend. Es wurde »Hermann und Dorothea« gegeben, von Dr. Karl Töpfer nach Goethe's Dichtung für die Bühne bearbeitet.

Neben mir saß ein gemüthlich-heitere Herr von einigen 30 Jahren. Sein ganzes Wesen erinnerte mich lebhaft an meinen lieben Hofrath in Jfflands »Hagestolzen«. Mein jugendlich aufblühendes Entzücken über einzelne Stellen der Dichtung — meine Begeisterung über das vollendete Spiel schienen ihn zu ergötzen. Wir kamen in den Pausen in's Plaudern. Mein Nachbar sprach über Kunst und Schauspieler voll Verständniß und Bescheidenheit — angenehm und liebenswürdig. Er hatte sogleich die Fremde und begeisterte Kunstnovize erkannt — und schon im nächsten Zwischenakt nannte er sich mir als früheren Kollegen und Verfasser von »Hermann und Dorothea«: Dr. Töpfer.

Töpfer war Hoffchauspieler in Wien gewesen, hatte dann durch Deutschland Kunstreisen gemacht und besonders durch sein Gitarrenspiel entzückt. Seit einigen Jahren hatte er die Bühne verlassen und war mit großem Glück als Lustspieldichter und Novellist aufgetreten. Seine Lustspiele: »Des Herzogs Befehl«, »Rosenmüller und Zinke« und »Der beste Ton« wurden auf allen Bühnen gegeben und haben sich bis heute auf dem Repertoire erhalten. Im August 1871 ist Töpfer in Hamburg gestorben.

»Hermann und Dorothea« ist kein Effektstück und vermag nicht rauschenden Beifall zu erzielen; — aber die fast andächtige Aufmerksamkeit des Publikums, das bewundernswürdige Zusammenwirken der edlen Mimen ließen mich die »echte Weihe der Kunst« ahnen und den glühenden Wunsch in meinem Herzen aufsteigen: mit diesen Künstlern spielen, von ihnen lernen zu dürfen! Da drängte sich Niemand vor, da gestaltete sich das Ganze so harmonisch, daß man das »Spiel« vergaß. Man konnte sich einbilden, mit den biederen Menschen: Vater und Mutter Feldern, dem Apotheker, dem

Pfarrer u. s. w. dieselbe Luft eingeathmet, jahrelang mit ihnen verkehrt zu haben, — ja, den Sonnenschein zu fühlen, der die reizende Gegend beleuchtete.

Und die Künstler, die diesen Täuschungszauber hervorbrachten, waren: Herr und Madame Wolff, Ludwig Devrient, Beschort, Lemm, Rebenstein und Karoline Lindner. — Mad. Stich, die spätere berühmte Krelinger, fehlte in dem Künstlerkreise. Sie weilte augenblicklich mit ihrem Gatten in Paris, um den Jorin der Berliner über eine damals vielbesprochene unglückselige Geschichte, auf die ich zurückkommen werde, vollends verrauchen zu lassen.

In dem Rollenfach der Stich gastirte nun Karoline Lindner, die Zierde des Frankfurter National-Theaters. Heute gab sie die Dorothea.

Bei dem ersten Anblick der kleinen, gedrungenen Dorothea mit dem unschönen, dicken Kopfe, flüsterte ich meinem Nachbar zu: »Wie schade, daß die schöne Madame Stich heute nicht spielt!«

Er lächelte: »Nach dem Aktluß werden Sie anders urtheilen.«

Und so kam es. Kaum hatte Dorothea einige Worte gesprochen, so schämte ich mich des vorschnellen Urtheils. Die süße Stimme mit der vibrirenden Innigkeit erfaßte mich mächtig, und die sittsame Grazie ihres Wesens ließ sie sogar anmuthig erscheinen. Die großen, seelenvollen Augen entschädigten für die reizlose Gesichtsbildung.

Von einem anderen, noch glänzenderen Triumphe, den das seltene Talent und das reiche, schöne Herz der unschönen Karoline Lindner sogar über die jugendblühende, bildschöne Amalie Neumann in Berlin davontrug, erzählte mir später der bekannte Geheimrath Heun — der viel gelesene, viel geliebte und — viel geschmähte Claren.

Claren hatte das Suschen in seinem »Bräutigam aus Mexiko« für Amalie Neumann geschrieben — und dies schöne

Suschen hatte ganz Berlin entzückt — berauscht . . . Und nun wollte die eckige, unscheinbare Karoline Lindner es wagen, in derselben Rolle vor das Berliner Publikum zu treten, — welche Anmaßung!

Claren erzählte: »Das Theater war — wohl mit aus Neugier, wie dies kühne Unternehmen der kleinen Frankfurterin ausfallen werde, überfüllt. Keine Hand rührte sich, als nach dem Aufrollen des Vorhanges das reizlose Suschen am Klöppeltisch sichtbar wurde.

»Mir klopfte hörbar das Herz, und ich bedauerte, der Lindner diese Rolle nicht abgerathen zu haben. Ich konnte bemerken, wie viele Zuschauer lächelten, die Köpfe schüttelten, als wollten sie sagen: das war vorauszusehen, — ein unbegreiflicher Mißgriff von einer sonst so denkenden Künstlerin!

»Die erste Unterredung mit der Tante wurde gleichgültig aufgenommen, — doch nach und nach regte sich die Theilnahme, — und am Schluß des Actes ertönte Beifall. Nach der Beschreibung des Traumes im dritten Act aber jubelte bereits das ganze Haus vor Entzücken, und nach dem vierten Act gestanden selbst die glühendsten Verehrer der schönen Neumann, daß diesem unschönen, herzig gemüthlichen, heiter-seelenvollen Suschen der Preis gebühre. — Die hellen Thränen liefen mir über die Wangen, als die tief gedemüthigte Spizenklöpplerin so traurig und ergeben sich zur Arbeit setzte, und klagte: »mein Mütterchen im Grabe, Du hörst das Weinen Deines Kindes nicht!« — Nur eine Nuance will ich erwähnen, welche das Publikum elektrisirte.

»Wenn die Tante die von Suschen im Spizenkarton eingeschmuggelte seidene Schürze bemerkt, und sie hervorziehend fragt: »Wie kommt denn die Schürze in den Karton?« — waren wir gewohnt, die Neumann keck antworten zu hören, indem sie die Tante dabei durchaus nicht schüchtern anblickte: »Wie kann man so vergeßlich sein! Du hast sie ja selbst hineingelegt!« — Lindner-Suschen löste verlegen den am Arm hän-

genden runden Strohhut, setzte ihn auf, und den Schirm ein wenig ins Gesicht drückend — belog sie zum ersten Mal ihre Wohlthäterin leise — zitternd und vermochte nicht, der Tante dabei ins Auge zu sehen! — und so folgten unzählige Gemüths- und Charakterblitze. . . .«

Das Urtheil Claren's war vielbedeutend, denn auch er zählte zur schwärmenden »alten Garde« Amalie Neumanns.

Karoline Lindner war ein Komödiantenkind. Ihr Vater hatte ein bescheidenes Engagement in Bamberg, als Franz von Holbein und der später so berühmte phantastische Dichter und Komponist C. F. A. Hoffmann dort gemeinsam das Theater dirigirten. Als kleines Mädchen sah sie den gastirenden drastischen Komiker Hasenhut als Schneider Kakadu, Hans Hollunder und dummen Peter in »Menschenhaß und Neue« — und kopirte ihn in diesen Rollen gleich darauf vor ihren Gespiellinnen in Gang, Haltung, Mienenspiel und Sprache so ergötzlich treu, daß die anwesende geist- und anmuthvolle Schauspielerin Frau Renner, die langjährige Freundin Holbeins, auf dies originelle Talent aufmerksam wurde. Kaum war Hasenhut abgereist, so trat die kleine kindliche Lindner in seinen Rollen auf die Bühne — zum großen Staunen und noch größeren Gaudium der Bamberger. Frau Renner, selber unübertroffen in rührender Naivetät und Innigkeit und in sprudelndem Humor, wurde ihre treue Lehrerin. Die Schülerin war etwas derber organisirt, bezauberte aber bald durch lebenswürdige Drolligkeit, kernige Naivetät und unschuldsvolle unverkünstelte gesunde Natur. Sogar bei ihren idealen Gestalten, wie Kokebue's »Schutzgeist« Klärchen im »Egmont«, Gretchen im »Faust« und Käthchen von Heilbronn vergaß man ihre unideale Figur über den Zauber ihrer Stimme voll reinsten, rührendster Innerlichkeit und den seelenvollen Ausdruck ihres schönen Auges.

Und wie hat Karoline Lindner mich als stummer Victorin in »Waise und Mörder« durch ihre Mimik bezaubert und er-

schüttert! Sie gab keinen sentimentalcn Jüngling, kostümiert wie der Page in »Figaro's Hochzeit«, den Tituskopf zierlich frisirt. Im dunklen Anzuge, der sie schlank erscheinen ließ, die Künstlerlocken zurückgestrichen, trat dieser Victorin festen Schrittes auf. Die Augen, wie im Fieber glühend, suchten überall nach dem Mörder des Vaters . . . Man sah einen jugendlichen, energischen Künstler, der mit seinem Meißel schon das Andenken des theuren Vaters verewigte. Und als sie Raimbaults endlich erkannte, standirte sie nicht, wie viele Geseierte, nachdrücklich: »Dies ist der Mörder meines Vaters!« — nein, nach neunjährigem Verstummen rang sich ein Herz und Mark erschütternder Schrei: »Mörder — Vater!« — gewaltfam — krampfhaft aus der gequälten Brust . . . und Victorin brach zusammen . . .«

Am glänzendsten aber zeigte sich Karoline Lindners schauspielerisches Talent in derber Komik. Da war sie einzig in ihrer Art, ihre Erfindungs- und Gestaltungskraft wahrhaft proteusartig. Nur bei männlichen Komikern habe ich etwas Aehnliches gesehn.

Ich erinnere nur an das kleine, wenig geistreiche Verkleidungsstück: »Die Proberollen«. Da metamorphosirte Karoline Lindner sich zuerst in eine echte Frankfurter Schacherjüdin, unnachahmlich mauschelnd im Dialekt der Frankfurter Judengasse — zum Lachen und zum Weinen, — dann trat sie in einer köstlichen Mischung von Kleinstädtereier, Gänsehen vom Lande und Roman-Empfindsamkeit als pretiöses Landfräulein auf, das auf die weltbedeutenden Bretter gehn will, — nach wenigen Minuten schon wieder als renommirender Kadett, der den flotten, schnarrenden Fährich herausbeißen möchte — und zuletzt als derbe, tüchtige, naive Bauernmagd, die das Herz und die Zunge auf dem rechten Fleck hat . . . und immer waren es ganz verschiedene Menschen, lebensvoll und lebenswahr in jedem Blutstropfen, keine neuen Kleidergestalten.

Nur graziböse, vornehme Salondamen im Konversations-

stück und phantastische Bühnenerscheinungen, wie Preziosa, gelangen ihr weniger. Da war ihre derbe Körperlichkeit doch nicht wegzuleugnen.

... Noch viele, viele Jahre hat Karoline Lindner am Frankfurter Stadttheater geglänzt, zuletzt als komische Alte ... dann ist auch sie hinübergegangen in's Reich der Schatten. ...

Die Probe vom »Turnier zu Kronstein« benahm mir vollends alle Lust, bei der Königstädter Bühne zu bleiben. Je länger ich der tollen Wirthschaft zusah, um so froher war ich, den Rath des Freiherrn von Nuffenberg befolgt und mir im Kontrakt ausbedingungen zu haben: nach sechs Monaten und vorhergegangener dreimonatlicher Kündigung mein Engagement lösen zu können. Auch stand es mir ja frei, nach Karlsruhe ins frühere Engagement zurückzukehren.

Das ganze bunte, ordnungslose Treiben bei der neuen Königstädter Bühne erinnerte an Wilhelm Meisters Truppe, nur fehlte der — Meister! Zuletzt wurden auch die ernstesten Künstler vom übermüthigen Zuversichts-Strudel mit fortgerissen — und à la grace de Dieu steuerten wir dem 4. August, dem Eröffnungstage, entgegen.

Wenn man von der unfertigen Bühne in den Zuschauer-raum blickte, mußte man kopfschüttelnd fragen: Am 4. August soll dort Publikum sitzen? Die Sitze knarrten, die Delfarbe flebte, Schutt, Steine, Holz bildeten ein Chaos, — und auf der Bühne war es lebensgefährlich! Als der »Wunderschrank« mit Beleuchtung probirt wurde, fielen zwei mächtige eiserne Rollen vom Theaterhimmel schmetternd zwischen uns nieder.

Sehr ergöglich war es für mich immer, in den Generalproben dort unten im Parquet und in den Logen nicht nur die sechs börsenkundigen Herren Direktoren, sondern auch noch etliche Duzend anderer allmächtiger Aktionäre mit Weib und Kind

und Regel als gebildetes kritisches Publikum sitzen und handtieren zu sehen — und auf jedem Millionen- oder Hunderttausend-Gesichte das strahlende Bewußtsein: Ihr Alle dort oben auf den Brettern seid uns unterthänig! Wir machen jetzt für Berlin die »Konst«, denn wir haben das nöthige große Geld dazu! — — »Ach! wir Armen!« — sagt Gretchen.

Aber je näher der Eröffnungstag heranrückte, desto bemerkbarer wurde ein erfreulicher Umschwung zum Bessern bei der Leitung und den Schauspielern. Das übermüthige Lachen und Renommiren verstummte. Mit Ernst und Eifer wurde studirt und probirt, bescheiden um Rath gefragt, und jede Eifersucht schien verschwunden. Herzlich reichten sich Alle die Hand zur gegenseitigen Unterstützung. Jeder fühlte, daß der erste Eindruck für das junge Institut entscheidend sein würde. Und als endlich an den Straßenecken zu lesen stand:

Heute, den 4. August 1824:

Eröffnung des Königsstädter Theaters.

Prolog.

Der Freund in der Noth.

Die Ochsenmenuette.

Lustspiel.

Operette.

— da standen wir gerüstet zum Kampf da — zitternd vor Aufregung, aber doch in hoffnungsfroher, erhöhter Stimmung.

Im lieben Publikum hatten sich die jahrelange Erwartung zuletzt fieberhafte Spannung und der echt Berlinische Enthusiasmus für das neue »Volkstheater« in den letzten Tagen, wo es sich um ein Billet zur Eröffnung des »Königsstädter Theaters« handelte, zu einem förmlichen Königsstädter Theater- Delirium ausgebildet. Da hieß es nicht mehr: »Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!« — sondern Billet oder kein Billet!

Und welchem guten alten Berliner geht nicht noch heute das Herz so frühlingssrisch und fröhlich und — doch wieder so jugendsehnüchtig wehmüthig auf bei dem Namen: »Königsstädter Theater« — oder wenn er bei dem mächtigen alten,

längst zur Wohnungskaserne umgewandelten Hause auf dem Alexanderplaz vorübergeht und daran denkt, wie er vor einem halben Jahrhundert im apfelgrünen Frack, drunter das junge theaterschwärmende Herz, am Arm die holde Julie mit den langen, braunen Seidenlocken und dem blauseidenen Spencer und dem gelben Strohhut à la Galathea — an einem heißen Augusttage vier Stunden lang vor dem Theatereingange von glühenden Menschenwogen hin- und hergeschoben wurde . . . und wie endlich die Pforten sich öffneten und der Strom stöhnend — kämpfend — dampfend sich hineinzwängte . . . und wie er doch zuletzt glücklich auf seinem Parterreplaz anlangte, wenn auch mit dem Opfer des einen apfelgrünen Frackschößes und der Hälfte der künstlichen Locken und des einen blauen Atlaßschuhes der holden Julie . . . und wie sie beide doch so unendlich glücklich waren, der Eröffnung des neuen Königsstädter Theaters beiwohnen zu dürfen . . . Ja, Theaterdirektor Goethe hätte hier seine Freude haben können, zu sehn wie das gute liebe theaterenthusiastische Berlin:

Bei hellem Tage schon vor Vieren
Mit Stößen sich bis an die Kasse sicht,
Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht . . .

Seit zwei Uhr wogte bereits die Menschenmasse auf dem Alexanderplaz und kaum vermochten wir Schauspieler uns durchzudrängen. Ich hatte zu Hause meine Toilette vollendet, fuhr im geschlossenen Wagen über den Plaz, und die tausend neugierigen Augen vermehrten meine Angst. Mein Herz bebte stärker, als in Karlsruhe vor dem ersten entscheidenden Auftreten. Zum ersten Mal sollte ich vor dem kunstsinigen, aber auch streng richtenden Publikum Berlins erscheinen . . . und in dem ganzen großen Berlin verschwanden die wenigen mir freundlich Gesinnten in der Masse.

Wir war die undankbarste und schwerste Aufgabe zugefallen, — selbst für erfahrene Künstler eine schwierige: den

Prolog zu sprechen. Ein schönes sinniges Gedicht, das sich weit über die Dugendwaare der sonst üblichen Prologe erhob. Aber wunderbar! so viel Mühe ich mir auch gab: nie habe ich den Namen des Dichters erfahren. Es wurde das größte Geheimniß daraus gemacht. Nur die Vermuthung habe ich: der schöne geistreiche Däne, Dr. Christian Birch, der spätere wenig glückliche Gatte von Charlotte Birch-Pfeiffer, der damals in unseren Proben als eine Art poetischer Beirath der vielköpfigen Direktion agirte, sei der Verfasser.

Auf der Bühne reichten wir uns stumm die Hand. Das Herz war uns zu voll, um reden zu können. Die elf Damen waren weiß, höchst elegant gekleidet, mit Blumen in den Haaren, die vierzehn Herren im schwarzen Gesellschaftsanzuge.

Die hohen Herrschaften waren bis auf den König erschienen.

Ein recht hübsch erdachter, närrischer Vorprolog sollte das Publikum überraschen.

Das Zeichen zum Beginn der Ouverture wurde gegeben — der Kapellmeister Henning erhob seinen Taktstock . . . aber kein Laut ertönte, dafür aber hinter dem Vorhange ein unruhiges Hin- und Herlaufen, Poltern, Schelten, Zanken, als ob auf der Bühne noch der Thurmbau von Babel probirt werde . . .

Plötzlich schrie eine Stimme vom Olymp herab: »Na, Ihr Komödianten, wird's bald los gehn? Es ist die höchste Zeit und umsonst haben wir unser Geld nicht bezahlt. Fangt Ihr da unten nicht bald an, so fangen wir hier oben recht ernsthaft an — mit Händen und Füßen . . . «

Da wurde polternd bei niedergelassenem Vorhange von der Bühne ein Mann vor die Lampen gestoßen. Er geberdete sich gar kläglich, rang die Hände und hub weinerlich an: »Ach, meine Verehrtesten, ist das hier ein Jammer, eine Noth! Daß Sie's nur wissen: ich bin der Schauspieler Schmelfa, so eben erst aus Breslau angekommen und sonst von Haus aus ein

lustiges Haus. Und nun muß mir das passiren, daß ich hier in diese tolle Komödiantenwirthschaft hineinfalle. Nichts ist in Ordnung, Niemand ist an seinem Platz — Musici — Schauspieler — sogar Regisseur und Souffleur fehlen . . . Wer soll da Musik machen und vor Ihnen Komödie spielen und — ohne Souffleur, wissen Sie, haben selbst die besten Komödianten ja nun einmal kein Gedächtniß . . .«

In seiner närrischen Verzweiflung ergriff Schmelka endlich die Klingel neben dem Souffleurkasten und klingelte aus Leibeskräften. Der Vorhang hob sich — und von der Bühne rann ten in ihren Arbeitskostümen Coulissenschieber, Maschinisten, Lampenputzer in höchster Verwirrung nach allen Seiten auseinander . . .

Eine neue Figur trat auf, scheltend über den heillosen Spektakel . . . Aber mit dem Jubelruf: »Ei, Freund Nagel — Gott sei Dank, jetzt haben wir doch wenigstens unsern Regisseur hier, nun werden wir auch bald in Ordnung kommen!« — schloß Schmelka den Kollegen in die Arme.

Beide schimpften nun vereint auf den Dichter, der den Prolog noch nicht gebracht habe — worauf der knirpsige Bau deville-Dichter Louis Angely athemlos und in pustender Wichtigkeit angerannt kam und erklärte: er sei bei aller andern Arbeit mit dem Prolog nicht fertig geworden . . .

Regisseur Nagel: »Und doch habe ich den Prolog vor vollen acht Monaten bei Ihnen bestellt! Unerhört! Der Prolog steht auf dem Zettel — und wir haben keinen. Wir sind blamirt!«

Angely (ironisch): »Pah! als ob wir den werthen Berlinern sonst nichts annoncirt hätten! Was Alles hat unsere kluge Direktion auf ihrem ellenlangen Programm außerdem noch versprochen! Sie will eine Muster-Volksbühne schaffen und Stücke geben von Goethe bis Kozebue, von Moreto bis

Bäuerle, ja sogar bis zu dem kleinen Louis Angely herab« — (rasender Jubel im ganzen Hause) — »natürlich, daß man bei so glänzenden Versprechungen in acht Monaten keinen Prolog für den Eröffnungstag fertig machen kann!«

Ragel: »Und wir haben auch feierlich versprochen, daß — wie drüben am Gensdarmenmarkt so oft — eingetretene Hindernisse bei uns nie eintreten sollen — und wir fangen mit einem solchen eingetretenen Hindernisse — d. h. ohne Prolog an . . . «

Schmelka: »Ja, und haben die Herren nicht auch versprochen: daß nur deutsche Stücke über diese echte deutsche Volksbühne schreiten sollen — und heut schon steht die »Ochsenmenuette« auf dem Zettel, die doch wahrhaftig aus dem Französischen stammt . . . «

Angely: »Und ich habe alle Taschen voll französischer Melodramen, von mir fein säuberlich fürs Berliner Gruseln bearbeitet . . . «

Schmelka: »Aber, ums Himmelswillen, meine Herren, was soll denn aus dem heutigen Abend werden? Zu solcher Blamage bin ich wahrhaftig nicht aus Breslau hergekommen . . . «

Ragel: »Ha! ha! ha! Na hören Sie, Schmelka, man nich weinen! — sagt der Berliner. Der Angely und ich haben uns nur einen kleinen Jux mit Ihnen gemacht. Ob wir Königstädter für den heutigen Tag gerüstet sind, soll jetzt mein Regisseurglöcklein erproben . . . «

Das Publikum, das Anfangs gar nicht recht wußte, was es aus der Geschichte machen sollte, ging bald lustig auf den Scherz ein, lachte, applaudirte . . . bis auf Ragels Klingleln sich die graue Hintergardine hob und in einer Säulenhalle im Halbkreise aufgestellt sämtliche Mitglieder sichtbar wurden.

Nagel stellte die Kollegen in warmen Worten dem Publikum vor.

Jetzt mußte ich vortreten — ach! mit welchem Herzklopfen. Nach den drei üblichen, nicht leichten Verbeugungen, begann ich erst leise — bebend — dann muthiger:

Sie haben mich erwählt, das Wort des Grufes
An Euch zu richten, aber schüchtern nur
Vermag die Fremde vor Euch hinzutreten,
Denn eine neue, unbekante Welt
Dringt rings mit ihren Strahlen auf sie ein.
Da wird der Blick verwirrt, es klopft das Herz,
Und blöde weiß die Lippe nur zu stammeln.
Wie reizend hat sich Alles hier gestaltet,
Den ganzen Bau erfüllt der Gäste Zahl,
Und herrlich prangt das kunstgeschmückte Haus ...

— — bis ich unter hellem Jubel begeistert schloß:

»Es lebe Friedrich Wilhelm der Gerechte!«

Das Orchester intonirte und das ganze Haus sang brausend mit:

»Heil Dir im Siegerkranz.«

Jetzt wurde ich vorgerufen — dann Nagel, Schmelfka, Angely — und zuletzt: Alle!

Es folgte Beethovens große Festsymphonie.

In Bäuerle's »Freund in der Noth« glänzten Spitzeder als weichmüthig schwacher Alter, die blühende schwarzäugige Auguste Sutorius als naive Schöne — vor Allen aber Schmelfka als urkomischer Pastetenbäcker.

Noch größeren Jubel erregte die »Ochsenmenuette«, nach »le menuet du boeuf« bearbeitet und von Seyfried mit Haydn'schen Melodien versehen — mit ihrem aufgepußten Ochsen und dem Mu — uh! Mu — uh! der Bratschen und Bässe und Hörner in allen Tonarten. Spitzeder war aber auch — in Dialekt, Spiel und Gesang — der unwiderstehlichste ungarische Ochsenhändler, der zu Haydn kommt, bei ihm eine Menuette

für die Hochzeit seiner Tochter bestellt und mit einem fetten Ochsen honorirt . . .

Die Berliner wurden nicht müde, Spitzeder immer wieder herauszurufen und schon am ersten Abend zu ihrem Liebling zu proklamiren. Ich gratulirte ihm herzlich zu diesem Erfolg und schloß scherzend: »Nun, sind Sie jetzt beruhigt, daß Ihr Schifflein glücklich landen wird?« — Da lachte er so lieb und entgegenete: »Ich freue mich hauptsächlich wegen meinem Weiberl, nun wird's sie schon heiterer werden!«

Meine Stimmung schildert am frischesten ein alter Brief der jungen glücklichen Lina an Bruder Louis:

... »So wäre denn mein so sehr gefürchtetes erstes Debüt in und an der Königstadt glücklich überstanden — aber halb todt haben die Mutter und ich uns vor den scharfen Berliner Zungen und Federn geängstet.

Zu Mittag vermochten wir wie in Karlsruhe nichts zu essen; Kaffee mußte den Nerven aufhelfen. Als ich schon um zwei Uhr unter unserm Fenster die Menschenmasse gleich dem Wogen des Meeres sich über den weiten Theaterplatz bewegen sah — schwanden mir beinahe die Sinne, die Hände zitterten beim Frisiren, und die Mutter sah mit Entsetzen, wie ich mich gar nicht zu fassen vermochte.

Wir hatten das Glückskleid der guten alten Fratel gewählt, — in dem ich dem bewußten Museumsball beiwohnte und zum ersten Mal in der gesprengten adeligen Francaise tanzte. Du erinnerst Dich doch: rosa Gaze Iris mit Silberstreifen und Blumen — echte Pariser — rosa Hyazinthen mit weißen Rosen. Perlen als Schmuck, aber unechte. Ich sah wirklich hübsch aus, und der Fächer war meine Rettung für die unbeschäftigten Hände, da Gesen bei Prologen nur spärlich angebracht werden dürfen. Die vorgeschriebenen drei Verbeugungen sollen gut ausgefallen sein, und — gegen den Schluß des Prologs war die Angst überwunden. — Drei Abende wurde die gleiche Vorstellung sammt Prolog gegeben und stets lohnte

mir donnernder Applaus. Sogar der gute König, der am zweiten Abende zugegen und sehr vergnügt war, applaudirte freundlich und nickte mir dabei so recht väterlich zu.

Beifolgende Rezensionen werden Dir zeigen, daß mein banges Herzklopfen und alle Angst reichlich belohnt wurden. Da kannst Du gedruckt sehen, daß ich eine schöne Gestalt und ein seelenvolles Gesicht habe. — Was meinst Du? hat die »Großnase« und »kleine Komödiantin« aus Bruchsal sich nicht hübsch herausgemustert? Die Mutter hat sich von der Gemüthsbewegung noch nicht erholt, und überläßt das Erzählen Deiner Lina, — mit ihrem dritten Titel auch »Plaudertasche« genannt. . . .

Sämmtliche Kollegen sind sehr vergnügt über den Erfolg, die Aktionäre strahlen förmlich in stolzer Genugthuung — als ob sie die Lorbern gepflückt hätten. Der König soll sich gegen unsern Syndikus Kunowsky sehr gnädig geäußert haben — und wir Alle haben nur eine Bekümmerniß: daß — der gute Kunowsky vor Seligkeit überschnappt!

Es gefällt uns täglich mehr in der schönen Residenz, bei den gastfreien, zuvorkommenden Berlinern, und ich werde recht verwöhnt . . . «

Ueber den Prolog und seine Sprecherin schrieb Ludwig Robert an das Stuttgarter »Morgenblatt: «

»Dieses sinnige und sehr liebliche Gedicht wurde von Mlle. Bauer, einer jungen anmuthigen Blondine, mit natürlichem Anstand und einer Wohlredenheit gesprochen, die, wenn sie auch nicht vollendet war, doch den Beweis einer vortrefflichen Schule lieferte.«

In der »Spenerschen Zeitung« heißt es:

»Die neue Bühne erhielt ihre eigentliche Weihe durch den Prolog, den Mlle. Karoline Bauer im Namen des übrigen hinter ihr versammelten Personals sprach. Wenn schon das

erste Erscheinen dieser hoffnungsvollen jungen Künstlerin, der Liebreiz, der jede ihrer Bewegungen überstrahlte, ihre schöne jugendliche Gestalt und ihr seelenvolles Gesicht einen Jeden einnahm, so gewann ihr die Rede Aller Herzen. — Der Ausdruck war hinreißend, jedes Wort kam aus der Seele und jede Modulation ihres wohlklingenden zarten Organs traf die Seele. Rauschender Beifall ward der jungen Künstlerin zu Theil und jubelnd stimmte das ganze Haus in den dreimaligen Tusch und das »Heil Dir im Siegerkranz« ein . . .

Wer war glücklicher als die junge Lina!

2. Heiße Bretter.

»Die Berliner Bretter sind die heißesten von allen!«

Jffland.

Die Königstadt an der Spree und die »Königstadt« am Alexanderplatz blühten und glühten, bligelten und wigelten noch lange in gegenseitigem Entzücken, jede mit der Namensschwester höchlich zufrieden. Die schönen heiteren Räume des Theaters waren allabendlich überfüllt vom dankbarsten, beifallfröhlichsten Publikum. Theils zog die Neugier. Der Berliner muß Alles sehn und gesehn haben: um darüber sprechen, sich enthusiaspiren, harmlos wigeln oder auch spotten zu können. Auch ist jeder Berliner, jede »Bollen-« Apfel- und Fischfrau vom Gensdarmenmarkt, jede Nähmamsell und Ladungsjunge, jeder Weißbierphilister, Droschkentutscher, Eckensteher, Schusterjunge ein gebornes zungenfertiges kritisches Genie. Das steckt nun mal im spreewassergemischten Berliner Blute. Daher war es unbedingt nöthig, daß jeder und jede Spreewassergetaufte und -Getränkte das Königstädter Theater besucht und jede neue Vorstellung und jedes neue Mitglied gesehn haben mußte. Zur Berliner Kritik gehört aber ebenso unbedingt: — der Vergleich! Hier also der Vergleich mit den Hofbühnen.

Womöglich noch mächtiger aber lockte die Berliner in die Königstadt der neue Reiz, das stolze Bewußtsein: Bis jetzt bist Du in den Theatern des Königs für Dein eigenes gutes schweres

Geld zu Gast gewesen — — heute hast Du Dein eigenes — und noch dazu das allervortrefflichste Volkstheater, in dem Du regierender Herr und dabei fein bürgerlich behaglich zu Hause bist! Hier gelten die alten Jfflandschen Theatergesetze für das Publikum nicht, die in allen Korridoren der beiden Hoftheater aufgehängt sind und uns sogar verbieten wollen, einen garstigen Schauspieler, eine mißliebige Schauspielerin auszupfeifen und auszutrommeln! — Es war eine Lust, den alten Berliner von anno 24 zu sehn und zu hören, wenn er mit rosig strahlendem wichtigsten Gesicht und stolz gekräuselten Lippen sagte: Un sere »Königstadt« — unser Volkstheater — unser Spitzeder — unser Schmelka — unser Käthchen Eunice — unsere beiden Sutorius — unsere Karoline Bauer . . . ja, nun können unsere vornehmen Hofbühnen nur einpacken!« — Unnachahmlich klang das!

Es war wie ein Rausch von Maienduft und Waldmeisterhowle über die Berliner gekommen.

So war die »Königstadt« allabendlich überfüllt und die beiden Hoftheater blieben leer.

Und doch konnte sich das junge Kunstinstitut am Alexanderplatz im Großen und Ganzen nicht entfernt mit den alten wohl- eingespielten und reichdotirten königlichen Bühnen messen, auf denen Jfflands Geist und Schule fortlebten und ein wahrhaft kunstfönniger, thätiger und gewissenhafter Intendant, wie Graf Brühl, fortbaute. Dazu fehlten uns ein Ludwig Devrient, ein Wolff, Lemm, Beschort, Rebenstein, eine Amalie Wolff, Fleck-Schröck, Stich — ein langjähriges Ensemble — vollste Repertoirfreiheit und eine opferfreudigste königliche — Zuschußkasse!

Die einzelnen Kräfte der Königstadt vertrugen schon eher einen Vergleich mit den Nebenbuhlern jenseits der Spree.

Einen Bassbuffo wie Joseph Spitzeder suchte man im königlichen Opernhause vergeblich. Seine Stimme war klangvoll, markig, geschmeidig, sein Vortrag unwiderstehlich hinreißend und sein Spiel — sein entzückendes, einziges Spiel die all-

abendliche immer neue und immer wahre harmonische Verförderung eines echten selbstschaffenden Genies.

Von der Primadonna, Henriette Spitzeder, sagte eine Kritik galant: »Sie hat Höhe und Geläufigkeit, und was ihr an Kraft der Stimme abgeht, ersetzt ihr Gatte, so daß wir das nicht scheiden wollen, was der Himmel zusammengefügt hat!«

Auch der unschöne, schwächliche Schmelka mit den breiten schwarzen Augenbrauen war ein geborenes komisches Genie. Man sah und fühlte noch mehr seinen hochergöglichen Figuren an, daß sie nicht Geschöpfe kühl flügelnder, mühsamer Berechnung im stillen Stübchen, sondern junge Kinder der schnell schaffenden warmen Inspiration und soeben erst auf der Bühne geboren waren. Solch ein Genie braucht zur Inspiration Lampenduft und Lampenlicht, Schminke, buntbefleckte Coullissen — und sich gegenüber ein hundertäugig blitzendes Publikum, das von ihm elektrifiziert und fortgerissen wird zum Mitleben, Mitspielen, zum Lachen und Weinen, zur Lust und zum Weh, zum Wohlwollen oder Zorn. Diesen echten schauspielerischen Genie's fehlt oft für den kaltblütigen Kritiker das schöne Maß — aber sie sind dafür auch jeden Abend auf den Brettern immer neu, immer frisch, immer lebensvoll und lebenswarm. Solch ein Genie in seiner höchsten Vollendung werden wir später in Ludwig Devrient wiederfinden.

In seiner Jugend hatte Schmelka in Wien den Komiker Hasenhut als »Laddäbl« gesehn und bewundert. Das gab seinem Bretterleben die Richtung. Er glänzte in Wien und Prag durch seine tollsten lustigsten Improvisationen. In übersprudelnder Schöpferlaune wußte er aus Nichts — Etwas zu machen. Wenn er plötzlich an einer Proszeniums säule wie ein Affe in die Höhe kletterte und mit den Logeninhabern über irgend eine brennende Tagesfrage die närrischste Stegreifunterhaltung anknüpfte, so schrieten die Wiener und Prager

vor Lachen. Das Spiel seiner Glieder, Mienen und seiner mächtigen buschigen Augenbrauen dabei war überaus beweglich; dazu kontrastirte in komischster Weise der trockne Ton seines Humors.

Zu seinen Glanzrollen in jenen verwehten Glanztagen gehörten der Nummelpuff in der »Falschen Primadonna«, wo Schmelka die Catalani parodirte, — und der Krispin in den »Schwestern in Prag«, wo er in blitzender Bedienten-Vivree zu tanzen anfing und dabei die Hände bewegte, als ob er zur Musik die Becken schlug — oder wenn er plötzlich ein Handtuch ergriff und den Shawltanz ausführte. Schmelka war der verzogene Liebling der Wiener und Prager.

Dann, als der sterbende Jffland zu seinem Ersatz noch selber Ludwig Devrient nach Berlin gerufen hatte, wurde Schmelka in Breslau engagirt, um den großen Ludwig wenigstens in seinen komischen Rollen zu ersetzen — und jetzt war er auf besondern Wunsch des Königs, dessen eigene trockene Weise an des Komikers trockenem Humor den größten Geschmack fand, »Königstädter« geworden.

Aber die Blütezeit Schmelka's war schon vorüber, der »junge« Schmelka der Wiener war mit den Jahren alt und im Leben der finsterste Hypochonder geworden. Häusliche Sorgen drückten ihn nieder und für die Wiener Possen, die für sein spezielles Talent reichlich gegeben wurden, fehlte ihm das lebhafteste, dankbare, inspirirende Wiener Publikum. Für mich hatte die forcirte Komik des alten Mannes oft etwas Dämonisch-Tragisches. Man sah es ihm an, er fühlte sich in Berlin nicht heimisch, nicht behaglich. Machte er in den Proben oder im alltäglichen Leben einen Scherz, so hatte er stets ein Gesicht, als ob er beißen wolle. Er war der vortrefflichste Wirth in »Minna von Barnhelm«. Er spielte die Rolle ohne Maske und bot so die treueste Verkörperung jenes scharfgezeichneten Lustspielcharakters. Ich habe jenen Lessingschen Wirth und den

Kollegen Schmelka in der Erinnerung nie von einander zu trennen vermocht.

Den größten Schmerz bereiteten dem armen Schmelka die Berliner, als sie seinen geliebten und hochverehrten Meister, den uralten Hasenhut, als Lorenz im »Hausgesinde« gastirend — ausspiffen. Da saß Laddäb's Jünger, der alte Schmelka im Parterre . . . und weinte bitterlich.

Louis Angely hatte eine dürftige verkümmerte Figur und ein Naturell, wie ein echter schnodderiger Berliner Straßenjunge — dazu ein Gesicht, das im Verhältniß zu seinen 36 Jahren greisenhaft aussah. Wenn er sprach — und er sprach als geborner Franzose und getaufter Berliner, gleich Ludwig Devrient der französischen Kolonie entsprossen, sehr viel und sehr eifrig — so mußte ich immer an ein malträtiertes Reibeisen denken. Gar ergößlich — wenn auch gegen des kleinen Louis Willen — war sein perennirendes Wuthschrauben im alltäglichen Leben und auf der Bühne. Mit einem Wort: er war eine echte kleine Berliner Kratzbürste. Seine winzige Persönlichkeit eignete sich nur für wenige Rollen. In diesen aber wirkte oft gerade seine Erscheinung allein höchst drastisch. Als schauspielerisches Talent war Louis Angely nicht sehr bedeutend. Er debütierte mit Glück in der Verkleidungsrolle »Der Schauspieler«, während ich die unglückselige Liebhaberin spielte, die in vollster Passivität all diese läppischen Verkleidungen über sich ergehen lassen mußte. Eine wahrhaft erstaunliche und für das junge Kunstinstitut höchst erspriessliche Thätigkeit aber entwickelte er als Regisseur und Bearbeiter von französischen Vaudeville's und Melodramen. Der kleine Mann war der eigentliche Nährvater unseres schwächlichen hungrigen Repertoirs. Seine »Sieben Mädchen in Uniform« und sein »Fest der Handwerker« — ein Lieblingsstück Friedrich Wilhelms III. — haben den kleinen Louis nun schon volle vierzig Jahre überlebt.

Der junge Köstke war, gleich Schmelka, ein urkomischer Komiker. Er sah aus wie ein verhungertes sächsisches Schul-

meisterlein und machte stets die possirlichsten verwunderten Augen. So taucht er jetzt vor mir auf als überaus ergöglicher Geck in »Kunst und Natur!«

Ragel war ein vortrefflicher vielseitig gebildeter Schauspielerspieler und Regisseur, der jeder Hofbühne zur Zierde hätte gereichen können. Im Repertoire der Königstadt aber war er eigentlich nicht recht an seinem Platz.

Und dann die »Mesdemoiselles!« Da hatte der sanguinische Kunowsky wirklich Recht. Mit dieser Fülle von frischblühender talentvoller Jugend konnte sich die matronenhafte Hofbühne nicht entfernt messen.

Räthchen Eunike war eine lieblich heitere Erscheinung und anmuthige Sängerin in der Operette und im Singspiel, eine würdige Tochter der vortrefflichen Theresie Eunike, die in ihrer Jugend als Gesang-Soubrette geglänzt hatte und jetzt als Matrone noch immer eine frohmüthige, lebenswürdige »Alte« an der königlichen Bühne war.

Alle. Weidner, meine erste Bekannte in und an der Königstadt hätte ich wohl in bairischer Hochgebirgstracht sehen mögen. Frisch, kernig, vollblühend, lebensfröhlich war sie das Bild einer echten Münchenerin. Wenn ich den bekannten Kupferstich sah: zwei bairische Prachtmädel mit blitzenden Augen und lachenden Zähnen sitzen bei Rettig und schäumendem Bier! — mußte ich immer an die gute Kollegin Weidner denken. Mit ihrer frischen schmetternden Stimme und ihrem fröhlichen Spiel gefiel sie gleich sehr in der Operette, wie im Lustspiel. Sie heirathete den Bassisten Reichel, ging mit ihm nach Hamburg und verließ bald ganz die Bühne.

Auguste Sutorius war eine brillante Soubrette mit schönen schwarzen Augen und glänzte in den tollen Wiener Lokalpossen neben Schmelka durch ihr frisches, derbes, aber dabei decentes Spiel. Auch im Lustspiel wirkte sie sehr glücklich, besonders als Poligena in »Kunst und Natur«, während ich neben ihr die undankbare Rolle der Gräfin spielen mußte . . .

Nach zehn Jahren traf ich sie als Frau Theodor Döring in Mannheim wieder. Als Gast hätte ich nun gern die reizende Polixena gespielt. Aber Frau Döring wollte die Gräfin nicht übernehmen. So mußte ich auf diese Rolle verzichten.

Karoline Sutorius übertraf ihre Schwester wohl noch an blühender Schönheit, stand ihr aber an schauspielerischem Talent nach. Ich fand sie später als Gattin des begabten Seldenspieler's Saison in Hamburg engagirt.

Auch die Schwestern Herold waren schöne liebenswürdige Bühnen-Erscheinungen; besonders Marie zeigte ein vielversprechendes Talent für das tragische Fach. Ihre seelenvolle melodische Stimme durchklingt mich noch heute — so wehmüthig. Unter wie anderen Verhältnissen mußte ich der holden Kollegin nach Jahren wieder begegnen!

Für mich aber sollten die anfangs so reich mit Rosen bestreuten Bretter der Königstadt bald zu den rothglühendsten werden, die ich jemals betreten habe.

Die Freude über den Erfolg meines ersten Auftretens in Berlin war von gar kurzer Dauer. Während dreier Wochen wurden nur Stücke gegeben, in denen ich Nebenrollen zu spielen hatte. Wenn ich den Regisseuren vorstellte, wie wenig sie die Bedingungen meines Kontrakts erfüllten, — hieß es: »Nur Geduld; gehen Sie als Jüngste mit gutem Beispiel voran, bereitwillig zum Wohl des Ganzen mitzuwirken.« »Der Wunderschrank« und Ihre Glanzrolle darin werden Wunder wirken!« — Kunowsky ging verlegen jeder Erörterung aus dem Wege. Es war eine recht unerquickliche Epoche, und ich wollte schon kündigen. Wie oft habe ich der Mutter und mir Hebel's Haberchörnli vorgefagt:

»Ich denn d' Sonne gstorbe, seit es, as sie nit cho will?
Oder förcht sie au, es frier' sie? Wär i doch bliebe,
Won i gsi bi, still und chlei im mehliche Chörnli,
Und deheim im Bode und in der fächtige Wärm.«

... Da stand eines Morgens in der »Spener'schen Zeitung«:
»Die erste Stelle unter dem weiblichen Personal des Königsstädter Theaters gebührt unbedingt Mlle. Karoline Bauer, einem lebenswürdigen jungen Mädchen, das, erst sechzehn Jahre alt, dennoch schon Bedeutendes leistet und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Mlle. Bauer verbindet mit einem sehr einnehmenden Aeußern ein liebliches Organ und eine höchst glückliche Originalität, die sie immer aus ihrem reichen Innern schöpfen, nie als Kopie erscheinen läßt. Ihr Fach scheint das Naive im höheren Lustspiel und Drama, doch auch im Tragischen verspricht sie Bedeutendes zu leisten. Leider sahen wir sie noch zu wenig...« Eine sehr schmeichelhafte Kritik meiner kleinen, bescheidenen Rollen folgte.

Mit dieser Rezension des damals mächtigsten Berliner Kritikers, Friedrich Schulz, bewaffnet kam ich zur Probe, und bat die Herren Regisseure, das Urtheil zu lesen! — Sie stellten sich an, als hätten sie es nicht anders erwartet.

Holbein's »Wunderschrank« gab meiner Stellung eine andere Wendung! Ich spielte in dem hübschen Lustspiel mit Nagel, der Weidner, dem zweiten jugendlichen Liebhaber Weber, einem Schüler, ja einer Kopie des Wiener Korn, und hatte das Glück, in der dankbaren Rolle der Mathilde ganz außerordentlich zu gefallen. Beifall, volle Häuser, neue Rollen entschädigten mich für die erste trübe Zeit.

Das von Angely bearbeitete Melodrama »Die Waise aus Genf« erregte Furore. Ich alterirte anfangs in der Rolle der Theresie mit Karoline Sutorius, aber Publikum und Kritik sorgten dafür, daß die Theresie mir bald allein blieb. Als Genfer Waise pflückte ich auch mein erstes Gedicht aus den Berliner Zeitungen. Wie glücklich machte es mich damals! Und mit welchem Lächeln blicke ich heut auf diese löschpapierne Reimerei nieder. In alter Dankbarkeit für das gewiß sehr jugendliche Poetenherz, dem dies bescheidene Blümlein entsprossen, den wohl längst für immer verstummten Sängern und die junge Lina-

Therese gleich hoch beglückend — und als ein Zeichen jener anspruchlosen Tage klebe ich die verblichene gereimte Huldigung hier in mein Manuskript:

Therese, die Waise aus Genf!

An Karoline Bauer.

»Dem Verdienste seine Kronen!«

Verwaist im Leben,	Du liehst uns schauen,
Und freudenlos,	Wie Wahrheit siegt,
Will Ruh' ihr geben	Wie Gottvertrauen
Selbst nicht der Schooß	Auch niemals trägt;
Der reinen Liebe;	So sahn wir glänzen
Die Bosheit lacht	Dich hoch an Kunst,
Der Unschuldstriebe:	Dein Haupt bekränzen
Doch droben wacht	Der Musen Günst:
Ein Gott, als Retter	Dir strahlet mächtig
In Drang und Noth,	Des Genius Licht,
Wenn düstres Wetter	Wenn schön' und mächtig
Der Unschuld droht.	Der Neid auch sticht!
So fand nach Leiden,	So herrlich milde
Troß Lasters Hohn,	Laß oft noch schön
In Liebesfreuden	Im Kunstgebilde
Sie ihren Lohn. —	Dich Holde sehn. —

e.

Auch das Melodrama »Die diebische Elster« entzückte die Berliner. Ich spielte gerührt und rührend die junge Liebhaberin, die für ihren Vater in den Tod geht, mit durchschlagendem Erfolge.

In der zweiaktigen Berliner Lokalposse von Julius v. Vos: »Der Schwabe in Berlin« sollte ich Gelegenheit haben, mich auch in einer derberen Rolle zu zeigen. Das Stück, im Berliner Dialekt geschrieben und reich an kernigen, lebenswahren Stadtfiguren, machte das größte Glück.

Der ganze Hof war zugegen, der König im Kreise aller seiner schönen blühenden Kinder: Kronprinz Friedrich Wilhelm und Kronprinzessin Elisabeth, Großfürstin Alexandra mit ihrem

Gemal, dem Großfürsten Nicolaus, Prinzessin Louise mit ihrem Verlobten, dem Prinzen Friedrich der Niederlande, Erb-großherzogin Alexandrine von Schwerin mit Gemal, die Prinzen Wilhelm, Karl und Albrecht . . . So bot die königliche Loge das wunderschöne Bild eines glücklichen Familienlebens. Der gute König war sehr heiter und die strahlend schöne Großfürstin Alexandra lachte und applaudirte vor allen andern Hoheiten mit den Berlinern in die Wette.

Als »Schwabe in Berlin« war Louis Angely ganz in seinem Element. Er gab sich selbst: den berlinisirten Sprößling der französischen Kolonie, der als wandernder Uhrmachergefell die Welt durchzog, lange in Schwaben lebte und bei der Heimkehr es durch eine Heirath zu einem echten behäbigen, etwas weichlichten, dummpfiffigen Berliner Gastwirth gebracht hat, der bald im echten Berliner Jargon, bald im besten Kolonie-Französisch spricht. Seine resolute Frau ist gestorben, der Schwächling im Schlafpels wird von dem ganzen Personal seines Hôtels beherrscht. Die alte böse Wirthschafterin, Kellner, Kutscher, Hausknecht, Köchin, Küchenmädchen, Kellnerin tyrannisiren ihn nach Kräften, und um den Alten ganz zu beherrschen, möchten sie ihn theils selber heirathen, theils nach ihrer Wahl verheirathen. Der Witwer hat sich in die Kellnerin — mich — verliebt und bietet mir Hand und Hôtel an. Nach manchem Kampf bleibe ich aber meinem jungen Geliebten treu, den ich während meines Dienstes in Schwaben kennen gelernt habe und der jetzt zum Glück nach Berlin kommt und von dem Wirth als Sohn er- und anerkannt wird — so daß sich Alles in Liebe und Wohlgefallen auflöst. . . . In meiner Glanzscene und in meiner Kellnerin-Eitelkeit hatte ich die vornehme gepukte Dame zu karrikiren . . .

Ueber meine Rolle und mein Spiel referirte Ludwig Robert am 14. September an das »Morgenblatt« :

»Alle. Bauer hatte eine der schwierigsten Aufgaben zu lösen: ein ehrliches und frivoles, derbes und leichtsinniges,

albernes und sinniges Dienstmädchen. Es giebt keine ordinäre und gemeine Lebensmaxime, die sie nicht mit rascher Gelehrigkeit in sich aufgenommen hätte; so oft es aber zum Handeln kommt, wirft ihr besseres Naturell dieselben immer wieder aus sich heraus, und man sieht, daß ihr Inneres, ohne daß sie es selbst wußte, gar nicht davon berührt war. Zu einem solchen Charakter nämlich steigerte — (die Franzosen nennen das: *créer un rôle!*) — Mlle. Bauer diese Rolle, die wenigstens wir jahrelang schwarz auf weiß hätten sehen können, ohne nur im Entferntesten zu ahnen, was der Verfasser damit wolle und meine. Ebenso hätten wir sie von anerkannt guten Schauspielerinnen — (*exempla sunt odiosa!*) — schlecht dargestellt sehen können, und wir hätten, diese Gestalt für ein Uding haltend, dem Dichter und nicht der Darstellerin die Schuld beigemessen. Mlle. Bauer aber erhob diese Rolle zu einem lebenden, aus der Welt gegriffenen Wesen, welches sie natürlich und mit Grazie darstellte. Erstudirt hatte sie diese Kunst sicherlich nicht, sonst hätte sie eines der bekanntesten Professorstückchen gemacht, von denen man atomistische Rechenschaft geben kann; so aber gab sie uns ein Meisterstück, weil sie den Meister in sich, — die Natur, ohne sie zu stören, walten, wirken und schaffen ließ. Wir rechnen ihr grade diese Rolle außerordentlich hoch an und sagen es laut und öffentlich, weil das Publikum die Schwierigkeit der gelösten Aufgabe nicht ermüßt, sondern nur halbbewußt das Vergnügen einschlürft, welches ihm die junge Künstlerin in so reichem Maße darbot . . .

Nur als kleines Mädchen hatte ich Ludwig Robert neben seiner wunderschönen Frau und Rachel von Barnhagen in Karlsruhe auf der Promenade gesehn. In Berlin war ich dem Dichter noch nie begegnet — und erst nach seiner Abreise erfuhr ich von Rachel: wer mich im »Morgenblatt« so hübsch kritisirte.

Ich war selig über den plötzlichen günstigen Umschwung in meiner Stellung an der »Königstadt« und die täglich wachsende Gunst des Publikums und der Kritik. Auch in den klug

berechnenden Soll- und Haben-Augen der Herren Direktions-Bankiers und der glücklichen Aktionäre war ich schnell um etliche Hundert Prozente gestiegen; sie rieben sich die Hände über das gute Geschäft und sprudelten förmlich über in Lobeserhebungen, Schmeicheleien, Dank und goldnen — Versprechungen. Der gute wirblice Kunowsky zerging im träumbauenden Geschäftigkeitsfieber schier in Glückseligkeits-Atome; er küßte mir nach jedem Kassenabschluß zärtlich die kassenmagnetischen »Feenhände« und vergoß reichliche Freuden- und Rührungsthränen.

Voll Eifer und mit Herzenslust spielte ich wohl vier- bis fünfmal wöchentlich, unser bescheidenes Repertoire immer wieder von vorn durch: — im »Wunderschrank« und »Schauspieler«, — in »Liebe kann Alles« und in den »Sängerinnen«, mit meiner französischen Pensions-Deklamation aus »Phèdre«, — in der »Genfer Waise« und »Diebischen Elster«, — in »Kunst und Natur« und in dem glücklichen »Schwaben in Berlin« ... Der neue Wirkungskreis wurde mir lieb und nur kleine Wolken verdüsterten vorübergehend meinen Bühnenhimmel. Die anfangs so heißen Bretter hatten sich freundlich abgekühlt, ehe sie mich ernstlich brannten ...

Da hieß es plötzlich: Karoline Müller*) ist angekommen ... der Liebling der Grazer, die hochberühmte Künstlerin will am Königsstädter Theater als Franziska in »Minna von Barnhelm« debütiren. ...

Mir recht, — dachte ich, — chacun à son tour! Sie ist älter, geschickter, spielt schon viele Jahre ... Ich bin nur froh, daß mir die redselige Minna nicht zuertheilt wurde.

Als ich mich mit diesen philosophischen Tröstungen so recht beruhigt hatte, ließen sich melden: — Kunowsky, Viedensfeld, Angely und Bankier Fränckel.

*) Später beim Burgtheater in Wien viele Jahre hindurch gern gesehen im Fach der Kofetten und scharf gezeichneten Lustspiel-Rollen.

Ganz erstaunt fragte ich die Herren: welches Glück mir die Ehre des Besuches der halben Direktion verschaffe? . . .

Nach und nach kam die verlegene Bitte ziemlich kleinlaut zum Vorschein: Ich möchte die Minna in drei Tagen einstudiren, denn in fünf Tagen sei das Lustspiel der königlichen Bühne verfallen, die es seltsamer Weise seit zwei Jahren nicht gespielt habe, aber eifrig einstudire. Es müsse daher am vierten Abende aufgeführt werden, wenn wir es für unser Repertoire erjagen wollten und . . . die Franziska sei der Triumph der Müller. . . .

Sprachlos starrte ich die naiven, unbegreiflich aufrichtigen Herren an. . . . Erst nach einer Pause konnte ich erwidern: »Und da muthen Sie mir zu, meine Herren, ich soll mich blamiren — ich soll die Minna in drei Tagen auswendig lernen — um der neu Angekommenen zum Siege zu verhelfen?! — Wie viel Bogen hat die Plaudertasche zu sprechen?«

»Einundzwanzig!« sagte Angely leise.

»Dann ist es ja von vornherein unmöglich!« rief ich entsetzt, — »kaum die Worte vermöchte ich in's Gedächtniß zu drängen — aber den Geist der Rolle — die schwere Darstellung — die Nuancen . . . nein! nein! ich kann Ihre Bitte nicht erfüllen — acht Tage wenigstens sind gefezlich für das Einstudiren einer so großen und schweren Rolle . . . «

»Dann ist das Stück verfallen!« schrie Kunowsky verzweiflungsvoll. »Ein immenser Schaden für unser junges Institut — die Tragweite gar nicht zu berechnen. . . . Werthes Fräulein — bitte! — willigen Sie ein!« — so drang es nun wahrhaft Schwindel erregend von allen Seiten auf mich ein . . .

Als ich in meiner Verwirrung nichts mehr erwiderte, legte Biedensfeld die Rolle auf den Tisch . . . und fort waren die Herren.

Was sollte ich thun? Die gute milde Mutter redete mir begütigend zu, packte mich bei meiner Gutmüthigkeit und bei meinem Ehrgeiz, weinte zwischendurch ein Paar mitleidige

Thränlein mit mir — — und bald steckte ich schweren Herzens tief in der schweren Arbeit . . .

Ein Brief aus jenen Tagen an meinen Bruder Louis berichtet das Resultat meiner Opferbereitschaft am treuesten:

. . . »Ich muß Dir mittheilen, daß ich höchst wahrscheinlich bald von der neuen Bühne scheiden und Engagement bei dem königlichen Theater nehmen werde. Denke nur: in drei Tagen habe ich Minna von Barnhelm auswendig gelernt, um mich gefällig zu erweisen. Wie habe ich studirt! Ich mußte die Nächte zu Hülfe nehmen, denn eine solche Plaudertasche par excellence war mir noch nicht vorgekommen. Die Worte hatte ich endlich inne, aber von Einsicht, von Auffassung, von Nuancirung konnte keine Rede sein, — ich sprach tollkühn drauf los, wie im Fieber — und wurde dennoch zugleich mit der Franziska am Schluß gerufen; auch ist mir so oft wie der Müller applaudirt.

Während der Probe gefiel sie mir ungemein. Sie spielte gewandt, pikant, bewegte sich gar zierlich, und die Aussprache i statt ü — der wenig klangvolle Ton der Stimme störte als Franziska nicht. Karoline Müller scheint hoch in den Zwanzigen zu sein, ist mehr hübsch als schön, hat braune, beim Lampenlicht funkelnde Augen, schelmisches, anziehendes Lächeln, und verdient Künstlerin genannt zu werden. Du siehst: ich bin gerecht, — obgleich die Müller sich sehr spröde gegen mich benahm, und nach dem Schluß der Vorstellung sogar unartig — feindlich.

Als wir im Garderobezimmer die Schminke abwischten und uns einhüllten, um über den Platz nach Hause zu gehen, kam noch Kunowsky, uns Beiden seinen Dank zu Füßen zu legen. . . . Fräulein Müller — zog ihn in die Ecke und flüsterte, heftig gestikulirend, mit ihm . . . Ich konnte hören: »Ja, ja, Kabale war angezettelt worden — mein Name wurde am wenigsten gerufen!« . . . Er suchte sie zu beruhigen — aber vergebens! Ohne mir gute Nacht zu wünschen, stürzte sie fort.

Ich aber rief außer mir, Kunowsky festhaltend: »Ist das mein Dank? Ich opferte mich, der Direktion und Fräulein Müller zu Gefallen, und nun muß ich von Kabale hören — und ein unartiges Benehmen dulden . . . Nein! Herr Justizrath, ich verlasse dies Institut am Ende meines Kontrakts, Mitte Dezember, — theilen Sie dies den Aktionären mit!« — ein Thränenstrom folgte und weinend verließ ich das Zimmer, Kunowsky wie erstarrt stehen lassend. — »Das sind heiße Bretter!« — klagte ich der betäubten Mutter — »o, wären wir doch in unserem schönen friedlichen Karlsruhe geblieben! . . .«

Den folgenden Vormittag trat wie ein Friedensbote ein stattlicher Herr zu uns in's Zimmer — der Geheimerath v. Gräfe.

Mit größtem Interesse betrachtete ich »den ersten Augenarzt und Chirurgen seiner Zeit!« Und wie verehrte ich bald den feingebildeten, höflichen Mann! — Noch in den besten Jahren, mit intelligenten Zügen, klugen, freundlich blickenden Augen, die Haare von der hohen Stirn zurückgestrichen, sprach er so bezaubernd angenehm und mit herzlicher Anerkennung von meinen Bühnenleistungen . . . und fragte dann im Namen seines Freundes, des Intendanten der königlichen Schauspiele, Grafen Brühl, vertraulich an: ob ich geneigt sei, zur königlichen Bühne überzusiedeln. . . .

Ich sagte mit Freuden: ja! — und wie glücklich ich sein würde, mit einem Ludwig Devrient, Wolff und so vielen andern edlen Künstlern spielend, mich weiter bilden zu können . . . Wir mußten dem lebenswürdigen Manne versprechen, zum Diner zu kommen, seine Frau hätte schon längst gewünscht, uns kennen zu lernen.

Die Wohnung des Geheimraths Gräfe solltest Du sehen! Da fühlt man sich erhoben durch die edelsten Kunstwerke. — Die weiten, hohen Zimmer bilden eine herrliche Gemäldegalerie — von oben bis unten ist kein Plätzchen frei. — Seine Gattin, sehr zart und vornehm aussehend, empfing uns äußerst lieb-

reich. . . . Nach und nach füllten sich die Räume mit den interessantesten Persönlichkeiten Berlins. Ein aristokratischer Ton herrschte vor, aber ohne Steifheit. Gräfe wurde von hilfesuchenden Kranken oft vom Tisch abgerufen — und stets ging er bereitwillig, ohne das geringste Mißvergnügen zu zeigen. So soll er auch die Kranken seines Klinikums äußerst sanft behandeln.

Mein Tischnachbar war Herr v. Bredow, alter Freund des Hauses und glühender Patriot. Er erzählte mir charmante Anekdoten vom Könige. So auch diese:

»Finden Sie folgenden Zug seines Charakters nicht rührend — edel? Ein höherer Offizier, wegen politischer Vergehen zur Festungsstrafe verurtheilt, wendete sich an des Königs Gnade — um Hilfe für seine Familie zu ersuchen. Die königlichen Rätthe nannten das Gesuch unverschämt. Friedrich Wilhelm der Gute aber sagte nach einer Pause: »Der Mann ist so unglücklich und um so beklagenswerther, weil durch eigene Schuld. Seiner Familie — muß geholfen werden!« und reichliche Unterstützung wurde ihr zu Theil.«

. . . Ich hat noch den guten alten Zelter, dessen musikalisches Genie und gesunde Energie aus einem simplen Berliner Maurermeister einen unserer beliebtesten und originellsten Liederkomponisten, allverehrten Direktor der Singakademie und herzlichen Freund Goethe's machte und den ich bei seiner Tochter, unserer lebenswürdigen Hausgenossin, der Doktorin Rintel kennen lernte und liebgewann, um seinen Rath, ob ich zur königlichen Bühne übergehen solle. . . .

»Unbedingt!« — entgegnete er rasch. Was helfen momentane Erfolge, wenn Sie den Launen von unkünstlerisch denkenden Privatunternehmern unterworfen sind? Das Wohlwollen solcher Herren richtet sich nach vollen Häusern und Applaus und ist unzuverlässig. Nur im Kreise bewährter Künstler, unter den Augen eines für wahre Kunst glühenden Intendanten vermag ein junges Talent sich heranzubilden!«

Ich bin also entschlossen, Graf Brühl's Bedingungen zu acceptiren. In vierzehn Tagen wird Alles entschieden sein.

Den 15. Oktober spiele ich die Gräfin Elsbeth im »Turnier zu Kronstein« und erscheine im letzten Akte auf einem stattlichen Schimmel. Aber sei ruhig, der gute Rosinante wird schwerlich mit mir über die Lampen setzen, denn er ist lammfromm und wie alle Theatereschimmel — stockblind . . . «

— Nun, meine Minna von Barnhelm kann doch wohl nicht ganz so schlecht gewesen sein, wie ich sie mir heute ausmale, wenn ich an das tollkühne Einstudiren Hals über Kopf und meine jungen Jahre für eine so lebens- und liebesichere Minna zurückdenke. Das »Morgenblatt« — die einzige Quelle, die mir in meiner Weltabgeschiedenheit augenblicklich zugänglich ist — berichtet am 28. September 1824:

»Drei Mal nach einander und bei gedrängt vollem Hause ist Lessings National-Lustspiel aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges und in jenen Zeiten geschrieben, auf unserer städtischen Bühne dargestellt worden und hat, wie immer, wenn dies gediegene Werk eine Zeit lang geruht, den lebhaftesten Antheil, den freudigsten Beifall erregt. Unser großes (königliches) Theater scheint diesen praktischen Unterricht benutzt zu haben: es gibt auch, wenigstens Potsdams Einwohnern, eine Vorstellung von »Minna von Barnhelm« . . . Möchte doch das ein Anreiz für so manche berühmte und unberühmte Gastspielerin sein, die immer wieder als kartoffelkochende Naturkinder (Suschen!) debütiren, oder uns das Allerwelts-Kunststück der »Talentsprobe« vormachen, die gar keine Probe des Talents ist. Warum ist weder Mad. Neumann, noch Mlle. Lindner während ihrer vielfältigen Kunstreisen als Franziska aufgetreten? — Was die Darstellung der »Minna von Barnhelm« betrifft, so nennen die Enthusiasten sie eine meisterhafte; wir, den Werth der Worte beachtend, nennen sie eine gelungene. Mlle. Bauer als Minna spielte mit einer hinreißenden Lebendigkeit, die nur aus echter Liebe zur Kunst hervorquillt; setzt man nun noch

hinzu, daß ihre Schönheit Alles, was ihr nahe kam, überglänzte, so ist das hinlänglich genug für eine junge Schauspielerin, die sich in der ersten Epoche ihrer künstlerischen Ausbildung befindet. Mlle. Müller, die in der Rolle der Franziska debütierte, ist recht hübsch, im Zimmer vielleicht schön, allein sie hat nicht jenen Schmelz, nicht das Feuer, und obgleich schön gewachsen und nicht klein, dennoch nicht jene Gestalt, die von der Bühne aus mächtig wirken. Ihre Stimme ist durchaus nicht störend, aber nicht so klangreich, wie die der Mlle. Bauer. Die Rolle, die sie zu ihrem Debüt gewählt hat, bezeichnet eine löbliche Tendenz und gibt uns die tröstliche Vermuthung, daß sie einem bestimmten Fache sich widmet. Hr. Nagel führte am Schlusse beide Damen hervor, ob Beide gerufen wurden, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. — Hr. Schmeka als Wirth hat, wie immer, Lachen erregt, aber einige Mal geschah dies durch Gesticulationen und Grimassen, die als Fabrikarbeit der Possenreißerei in das Lessingsche Lustspiel eingeschmuggelte Contrebande waren. Der Vorsatz und Anfang waren gut, auch half er sich, wenn ihn die Gewohnheit zu Boden ziehen wollte, immer wieder auf, in welchem Bestreben ihm seine Kleidung zu Statten kam, die aber eigentlich vornehmer war, als sie es sein sollte. — Hr. Nagel spielte den Wachtmeister in der herkömmlichen Manier und in dieser gut. — Hr. Meyer ist zu jung für den Major und hat weder die Kunst des Schminzens, noch das altpreussische Kostüm benutzt, um diesen Uebelstand zu beseitigen; im Gegentheil, er war vom Fuß bis zum ungepuderten und rundgeschornen Kopfe eine Modemilitärperson. So lange er in der Defensiv blieb, war er nicht übel, sobald er aber offensiv verfuhr, merkte man seinen Kampf mit der Unsicherheit. Nun, es wird schon werden! — Hr. Angely als Riccaut de la Marliniere war brav; er ist es immer, wenn er nicht — zu brav sein will; zu brav sind nur die Renommisten, c'est à dire: im Anfang!

Schnell war mein Zerkwürfniß mit der »Königstadt« in

ganz Berlin bekannt und — o Wunder! o Zeichen der Zeit! — zur brennenden Tagesfrage geworden. Die große kluge Residenzstadt beschäftigte sich nur noch mit dem Abgang oder Nichtabgang eines jungen unbedeutenden Mädchens von einem Theater zweiten Ranges. Alle Zeitungen, alle Salons, alle Cafés und Bierstuben besprachen dies »Ereigniß«. Selbst der geistreiche Ludwig Robert hielt es für wichtig genug, darüber eine ganze lange Korrespondenz an das »Morgenblatt« nach dem in jenen Pferde-Posttagen drei- oder vierfach fernen Stuttgart zu schreiben. Er berichtet am 18. Oktober 1824:

»Königstädter Theater. Wir müssen dieser Bühne, — die Noth that! — zu ihrem fortschreitenden Gedeihen Glück wünschen und wir können dies im Namen vieler, vieler thun, da der gerechte und lebendige Antheil, den diese Kunstanstalt erweckt, täglich allgemeiner wird. So hat die Nachricht, die sich heute in der Stadt verbreitet, überall die lebhafteste Freude erregt; man will nämlich die angenehme Gewißheit haben, daß Mlle. Bauer bei dem Königstädter Theater bleiben wird. — Sie ist den Berlinern während der kurzen Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes nicht nur ob ihrer Schönheit und dem Wohlklang ihres Sprachorgans, sondern mehr noch wegen ihrer sonstigen vorzüglichen Anlagen zur dramatischen Kunst und wegen des Fleißes, mit welchem sie solche auszubilden strebt, sehr lieb geworden. — Seit jener Zeit, als Mlle. Düring (jetzige Mad. Stich) zuerst die Bretter betrat, sahen wir hier keine junge Schauspielerin, die zu größeren Erwartungen berechtigt hätte, als Mlle. Bauer. Und sollen wir die ersten Eindrücke dieser beiden Erscheinungen, besonders was das Aeußere betrifft, gegeneinander stellen, so müssen wir von Mlle. Düring sagen, daß sie eine Gestalt und eine Haltung auf die Bühne brachte, die eigends für die Tragödie geschaffen und bestimmt schien. So wie ein hochemporgeschossener Halm, den das Gewicht der eigenen Schwere überschweben läßt, so neigte sich der schöngeformte Kopf und Hals über die hohe jugendliche Gestalt. Es

beugt der Schmerz so grazienhaft nur großartige, wir möchten sagen, olympische Gestalten, und ein so schön und frühgebeugtes Haupt läßt schon das spätere Schicksal Phädra's und Iphigenia's ahnen. Dabei die dunkle Glut des Feueranges, der helle Perleuschmuck des Mundes und die Vollgewalt der Stimme, — wahrlich man kann von der Natur nicht reicher ausgestattet sein zum Dienste Melpomene's. — Das städtische Theater besitzt nun an Mlle. Bauer ein ebenso köstlich ausgestattetes Talent; nur daß diese uns an der Hand Thalia's erscheint. Ein Schwarm von Amoretten umflattert das goldgelockte Köpfschen und verschleucht den tragischen Ernst von der ebenfalls bedeutenden Gestalt. Aus dem lieblich blauen Auge spricht Lust und Scherz, wohl gar etwas Schalkheit; der Schmelz des blendend weißen Teint gibt dem schönen Angesicht einen strahlenden Glanz und in des Mundes Lächeln, das uns den Reiz der schönstgeformten Zähne blicken läßt, erkennen wir die Tochter Thalia's. Dies sind wohl deutliche Winke der Natur für Beruf und Fach, doch wie im Leben selbst, so werden sie auch auf der Bühne selten beachtet. Der Geist will sich nicht in Fesseln schlagen lassen und hätte darin recht, wenn er nur nicht der Einbildung erlaubte, über eine vernünftige Beschränkung hinaus maßlos zu sein. Doch sind wir weit entfernt, Mlle. Bauer ausschließlich auf das Lustspiel beschränken zu wollen — (obgleich dies ihr von der Natur angewiesenes Fach ist und obgleich sie neuerlich im »Schwaben in Berlin« am Meisten ergößlich, am Meisten Meisterin war!) — denn es gibt ernstere Gattungen, die an die Tragödie nur grenzen, und unsere junge Künstlerin hat sich bereits als Hauptperson in der »Waise aus Genf« und in der »Diebischen Elster« und im »Turnier von Kronstein« mit Glück versucht; ja sie entwickelte in der letzteren Rolle ein sehr mannigfaltiges Kunstvermögen. Dennoch sind wir um so unbesorgter, sie in allen möglichen und unmöglichen Fächern sich versuchen zu sehen, als glücklicher Weise bei dem städtischen Theater ihr aufkeimendes Talent nicht zu befürchten hat, in

der Sturmnacht einer antiken Tragödie rasch entblättert zu werden oder wohl gar in dem langweiligen Schicksalssumpfe der allermmodernsten Trauerpossen unter Jamben und Trochäen und Reimen und Assonanzen langsam zu vergehen . . . Ihr auch also ist Glück zu wünschen, daß sie das städtische Theater nicht verläßt, wo sie sich zu einem bestimmten Fache auszubilden vermag und unter verständiger Leitung (?) und bei fortgesetzter Liebe zur Kunst gewiß die Erwartungen rechtfertigen, ja über-treffen wird, die man so allgemein von ihr hegt . . .“

Und noch war dieser wohlmeinende Brief durch Herrn von Naglers glorreiche Schnellpost nicht in die Hände der Frau Therese Huber, Redakteurin des Stuttgarter »Morgenblattes« befördert, — da mußte ich schon an meinen Bruder schreiben:

»21. Oktober 1824.

Louis, was habe ich erlebt — und was werden wir noch erleben! — »Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!« — möchte ich mit der Gräfin Orsina ausrufen.

Das Turnier nebst dem Festspiel ging am Geburtstage des Kronprinzen glänzend von statten. Lies selber! Die Mutter hat die Rezensionen mit himmelblauer Seide zusammengenäht und sah dabei wie verklärt aus. Auch Gedichte aus beiden Zeitungen!

Dem Fräulein Bauer.

Der Dichtung glänzend wunderbar Gebiet
Ist gleich dem reichen Blumenfeld zu schauen,
Der Mime wandelt auf den heiter'n Auen,
Und bricht die Blume die zur Zier ihm blüht.

So hast auch Du in kurz gemess'ner Zeit,
Die Blüthen Dir vereint zum frischen Kranze;
Sie schmücken Dich in ihrem ew'gen Glanze,
Zum Ideale holder Lieblichkeit.

Und winken aus dem duff'gen Blüten-Rund,
Uns Elisabeth in der Rose Zauber-Frangen,

Therese uns in zarter Lilie Wangen,
Gibt stilles Veilchen uns Annette kund,
So lebest Du mit reiner Augen Licht,
In unsern Herzen als Vergiß mein nicht.

Sonett

an Fräulein Karoline Bauer, als Elsbeth.

Wem, Zauberin, entnahmst Du die Gewalt,
Mit Liebesbanden alle zu umstricken,
Wer lehrte Dich, mit jenen Himmelsblicken
Uns fesseln stets in jeglicher Gestalt?

Bezaubernd schon, wenn Du uns stolz und kalt
Als Herrscherin gebietest, fällt uns mit Entzücken
Dein holdes Lächeln. Alle zu beglücken
Gab Dir ein Gott solch himmlische Gewalt.

Sei stolz, wir schmiegen gern uns Deinem Willen,
Verschwende, wir sind reich, wenn Du uns bleibst,
Sei kindisch, es entzückt uns, was Du treibst.

Doch soll Bewunderung uns ganz erfüllen,
So gib Dich selbst, gib aus dem innern Leben
Das holde Wesen, das Dir Gott gegeben.

Eugen.

Herrn Nagel als Friedrich, und dem Fräulein Bauer
als Elisabeth, in dem Festspiel am 15. Oktober.

Den Künstlern Dank, die aus der Vorzeit Tagen,
Uns solch ein kräftig Helfenbild,
Uns solche Fürstin lieb und mild,
Mit schöpferischem Geiste vorgetragen.

Als Euch wir sah'n, Dich Friedrich, Dich Elisen,
Da schlug das Herz uns hoch empor,
Und uns're Stimme rief im Chor,
»Der Hohenzollern Haus sei hoch gepriesen!«

—i.

»(*) Freitag den 15. und Sonnabend den 16. Oktbr. Das Turnier zu Kronstein. — Es ist hier weder der Ort, noch unsere Absicht, eine vollständige Kritik des Stücks und der Vorstellung zu geben, wir wollen nur Einzelnes herausheben, einige allgemeine Bemerkungen daran anschließen, und wünschen dadurch das Publikum auf ein Stück aufmerksam zu machen, dessen Darstellung dem neuen Theater zur Ehre gereicht.

Das Stück ist Theaterstück (sensu stricto) und wenn man ihm gleich vorwerfen kann, daß es nicht genau im Charakter der Zeit gehalten, und viele Unwahrscheinlichkeiten mit eingeflochten sind, so weiß es sich doch Interesse zu erhalten; die Rollen sind dankbar, und es fehlt nicht an theatralischen Effekten. Ein ganz besonderes Interesse flößt es aber dadurch ein, daß es der Mlle. Bauer Gelegenheit gibt, die reiche Vielseitigkeit ihres Talents im schönsten Lichte zu zeigen, so daß diese beiden Vorstellungen recht eigentlich ein Triumph für sie wurden, wie sie denn auch beim letzten Erscheinen vom dankbaren Publikum jedesmal jubelnd empfangen ward. Es möchte schwer sein, zu entscheiden, ob ein Dichter eine Rolle so aus der Seele eines Künstlers heraus, oder in sie hineinschreiben könnte, daß sie sich mit dessen Individualität gewissermaßen amalgamirte; gewiß ist es aber, daß unmöglich ein Charakter richtiger erfaßt, feiner dargestellt, und bis in die kleinsten Nuancirungen und Schattirungen treuer geschildert werden kann, als die Elsbeth von Mlle. Karoline Bauer. Die edle, graziose Haltung, und die seelenvolle Würde im zweiten Akt, bezauberte eben so sehr, wie später das schnelle Wechseln der Charaktere, das sie vortrefflich erfaßt hatte, und wiedergab, ohne sich dabei untreu zu werden; und die meisterhafte Darstellung des letzten Charakters gewann durch sie einen so wunderbaren Reiz, daß der laute Antheil des Publikums zum Enthusiasmus gesteigert ward. Sie wußte das Kindische so innig mit dem Kindlichen zu verbinden, und die abgeschmacktesten Sachen so grazios zu sagen, daß wir mit voller Ueber-

zeugung behaupten, es sei nicht möglich, dies je besser zu geben . . . «

Und dies hat der berühmte Kritiker der »Haude« und Spenerschen Zeitung« geschrieben, an dem Goethe in den Heften »Ueber Kunst und Alterthum 1823« lobt: »einen höchst produktiven und gebildeten Verstand und eine unbestechliche Gerechtigkeit, mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen«. Erst auf dies Lob und den Goethe'schen Wunsch: der anonyme Kritikus möchte seine geistvollen Rezensionen gesammelt und besonders drucken lassen, nannte sich — Friedrich Schulz. In Berlin aber heißt er — nach Berliner Art und zum Unterschiede von den Tausend andern Berliner Feuer-, Wasser-, Tabak-, Minister-, Professor-, Musik-, Poeten-, Thiergarten-, Charité- u. s. w. Schulze der »Komödien-« oder auch wegen des ewigen gelinden Sprühregens, den sein Sprechen um ihn verbreitet, der »Spud-Schulz!«

Doch höre weiter von unseren Alterationen.

Zwei Tage nach dem »Turnier«, als ich eben die Kündigung absenden wollte, kam Kunowsky zu uns, außer sich vor Erregung. Er hätte vernommen, ich sei abtrünnig geworden! Das sei undankbar, schändlich! . . . Die Mutter erwiderte: »Meine Tochter hatte Sie ja bereits mündlich davon in Kenntniß gesetzt!« . . . »Das habe ich nicht für Ernst genommen!« entgegnete er. — »Weshalb nicht?« fiel ich ein. »Und in wie fern bin ich undankbar? Erst wurde ich von der Direktion zurückgesetzt, — bis das Publikum mir siegen half. Jetzt versucht Karoline Müller auch wieder, mich zurück zu drängen — nein! Lassen Sie mich in Frieden ziehen, lieber die Dritte bei der königlichen Bühne, als hier die Erste sein . . . « Kunowsky stürzte fort, um mit den Aktionären Rücksprache zu nehmen, — und nach einigen Stunden langte ein Brief der Direktoren an, mit dem Anerbieten »doppelter Gage« — also 1600 Thlr. — und allen möglichen Versprechungen.

Ich hatte bereits den Kontrakt der königlichen Intendanz

unterzeichnet — und wenn auch nicht, ich hätte mich nicht verlocken lassen, obgleich ich bei der königlichen Bühne nur 1000 Thlr. erhalte.

Nun folgten schreckliche Tage: alle Rollen wurden mir abgefordert, sogar die Elsbeth dem Fräulein Müller eingehändigt, und mir schriftlich erklärt: ich dürfe nicht mehr auftreten, die Gage würde bis Mitte Dezember, wo mein Kontrakt zu Ende geht, fortbezahlt . . . So glaubt man mich dem Publikum zu entfremden.

Sollen wir prozessiren? Vor Schluß des Prozesses dürfte ich doch nicht spielen. Alles hätte ich verschmerzt, nur die Elsbeth that mir leid und — ich bekam ordentlich Heimweh nach der Rolle und — nach dem Schimmel! Du glaubst nicht, wie prächtig ich mich zu Pferde ausnahm, wie eine rechte Soldatentochter! Ich kam auf der Bühne auch glücklich vom Schimmel herab, ohne mich in die Schleppe zu verwickeln. — Denke nur: die sechs Herren Direktoren sollen an dem Tage, als Kunowsky sie von meinem Abgange in Kenntniß gesetzt hatte, gar nicht auf die Börse gegangen sein. Unerhört! — Es ist, als ob jetzt ohne mich das Institut gar nicht bestehen könnte. Erst unterschätzt man mich, jetzt werde ich überschätzt. Und die vielen Gratulations-, Kondolenz- und Neugierbesuche! Die Mutter wird sicher noch krank und ich habe verweinte Augen. Plötzlich bin ich berühmt geworden, in so kurzer Zeit: vom 4. August bis 21. Oktober! Aber es freut mich nicht, — ich bin tief betrübt.

Nun habe ich Muße bis zum 15. Dezember und kann mit Bethmann, der jetzt wieder hier ist und mich den ehemaligen Kollegen am Hoftheater vorstellen und empfehlen will, Besuche machen. Einladungen gibt's auch die Fülle und wir dürfen den Vorstellungen der königlichen Bühne beiwohnen; aber es ist eine traurige, unfreiwillige Muße . . . Ich hätte doch nie gedacht, daß die weltbedeutenden Bretter so rothglühend und furchtbar heiß werden könnten . . .

Dabei komme ich mir vor, wie unseres lieben Hebel's
»Schreinergefell«:

»Mi Hamberg hätti g'lernt so so, la la;

Drum het mer d' Muetter mengmol prophezeit:

»Du chunnsch ke Meister über wit und breit!«

Ist han i's selber glaubt, und denkt: Ist's so,

Wie wir'ds mer echterst in der Fremdi go?

Wie ist's mer gange? Numme z' guet! I ha

In wenig Wuche si ebe Meister gha.

O Muetterli, wie falsch heisch prophezeit!

Ich chömm kei Meister über, heisch mer gseit!«

Wie oft habe ich in diesen Tagen der Aufregung der
Mutter und mir diesen Schreinergefelln hergesagt — unter
Weinen und Lachen!« . . .

Zum Abschied von der alten, einst so heiß und stolz ge-
liebten »Königstadt« noch ein kurzer Rückblick auf dies damals
so hoffnungs- und verheißungsvolle »Volkstheater«.

Es experimentirte sich überraschend schnell zu Tode. Das
Goethe'sche Wort: »Nur in der Beschränkung zeigt sich der
Meister!« war für die dirigirenden Herren Theater-Matadore
nicht geschrieben. Sie wurden bei allem guten Willen für das
junge Institut zu echten spanischen Matadoren — Mactators
— Todtschlägern . . . Anstatt beide Augen fest und unbeirrt auf
die eigene Bühne geheftet zu halten, liebevoll sorgend, pflegend,
bessernd, — war das eine Auge immer lauernd auf den Gens-
darmenmarkt, auf die Pläne und Erfolge des königlichen Schau-
spielhauses gerichtet — das andere gar auf die große prächtige
Fosoper. Spielte die königliche Intendanz einen Trumpf aus
— gleich warf die Königstädter Direktion womöglich zwei
Trumpfe drauf . . . und im blinden Eifer meistens fort. Das
Rivalisiren führte zum unwürdigen Spioniren, der Wetteifer

zur genickbrecherischen steeplechase — auf Deutsch: Kirchturmrennen. Jeden Tag tobte die wildeste Parforcejagd auf neue Stücke und Künstler, sie dem Grafen Brühl »vor der Nase wegzuschnappen«.

In der einen Hälfte des Monats stellten die königlichen Bühnen ihr neues Repertoire auf und überreichten es der bürgerlichen Schwester am Alexanderplatz — die andere Monatshälfte gehörte der »Königstadt«. Da wurden denn alle möglichen und unmöglichen neuen Stücke, oder ältere, welche die Hoftheater aus Unachtsamkeit hatten »verfallen« lassen, in die geduldige Repertoireliste geschrieben, auch wenn Niemand an eine Aufführung dachte, — nur um der Concurrentin den Bissen wegzufischen. Und mit welchen Pfiffen und Kniffen!

Ihren höchsten Trumpf spielte die Königstädter Direktion am 3. August, am Königsgeburtstag 1825 aus: — eine Opern-Gesellschaft mit der Primadonna Henriette Sontag! Ganz Berlin glühte von Stund' an im Sontags-Fieber! — Und doch war dieser glänzendste Erfolg, den vielleicht jemals eine Bühne durch eine einzelne Persönlichkeit erzielte, grade der Ruin der »Königstadt«. Ihre Bestimmung — ihr Beruf: für Berlin zum Volkstheater zu werden! — war vergessen, verächtlich bei Seite geschoben. Das rächte sich bitter. Selbst die brillantesten Kassenerfolge der Sontag deckten kaum die enormen Kosten der Oper . . . und als nach zwei Saisons die schöne Primadonna nach Paris davonsflog, — kamen die Seufzer und die Thränen in der »Königstadt« hintennach. In stürmischer Sitzung brachen bei der Rechnungsablegung zwischen den Direktoren und Aktionären die handgreiflichsten Meinungsverschiedenheiten in der künstlerischen und besonders finanziellen Wirthschaft aus. Die sechs Börsen-Matadore nahmen tiefgekränkt ihre Demission und räumten die schöne Direktionsloge. In die zogen sogleich die neuen Direktoren ein: Zimmermeister, Maurermeister und andere ehrenwerthe Geschäftsleute, die — an das Theater noch bedeutende Forderungen hatten . . . und un-

aufhaltfam ging die einst so hoffnungstrahlende »Königstadt« ihrem Verhängniß entgegen.

Schon 1827 schrieb Ludwig Tieck, der das neue Berliner »Volkstheater« vor drei Jahren so freudig begrüßt hatte, über das »Königstädter Theater«: . . . »Alles hat originell sein sollen, die Farce, das Grelle und das Gemeine hat den Sieg davon getragen, vor Allen aber die unglückselige Oper, die unser deutsches Schauspiel überall in den Grund gefegelt hat, und doch von diesem gehalten und genährt werden muß. So erzeugte sich ein Wettstreit, mehr der Eitelkeit, als des Theaters, zwischen beiden Bühnen, die beiden schaden mußte. Parteien, leerer unfruchtbarer Streit hat sich gebildet, statt Freude an der Bühne, Lust am Dargestellten zu erzeugen, und so hat die neue Anstalt mehr dazu gedient, die Verwirrung zu vermehren, als irgend etwas Vöbliches hervorzubringen . . .«

Und 1829 — nur fünf Jahre nach unserem jubelvollen Eröffnungsfest — erklärte die neue Direktion den — — Banerott des »Königstädter Theaters« . . .

Jetzt übernahm der königliche Kommissionsrath Friedrich Cerf, Besitzer der Konzession und des Hauses, das »Königstädter Theater« für eigene Rechnung und unter eigener Direktion, — er, von dem die Berliner witzelten: er hielt seinem Sekretär die Ohren zu, wenn dieser ihm — der stets das Unglück hatte, seine Brille verlegt zu haben, sobald es etwas zu schreiben oder zu lesen gab — einen wichtigen und geheimnißvollen Geschäftsbrief vorlesen müsse.

— Und unter dieser »praktischen« Direktion, die stets auf die Schau- und Hör-Lust der Berliner spekulierte, soll die »Königstadt« gar keine schlechten — Geschäfte gemacht haben — — bis die Frühlingstürme des Jahres 1848 das ganze alte theater-enthusiastische Berlin und das »Volkstheater« am Alexanderplatz über den Haufen segten. Die Schüsse, die am 18. März aus dem »Königstädter Theater« auf die königlichen Soldaten fielen, trafen das einst so lebensfröhliche, stets treu königliche

Kunstinstitut tief in's Herz hinein — tödtlich! Alle Versuche, das »Königstädter Theater« später wieder zu eröffnen, scheiterten an dem strengen Verbot des Königs Friedrich Wilhelm IV. Jene Schüsse hatten ihm das Theater, das sein Vater einst so sehr geliebt hatte, für immer verleidet. Das schöne freundliche Haus, das in fröhlicheren Tagen von so viel Glanz wiederstrahlte, von so viel Jubel wiederhallte, wurde ein finsternes, dumpfes — Wollmagazin und noch später in eine Berliner Miethskaserne umgebaut . . . Die Truppe der »Königstadt« suchte erst ein Asyl in einem Cirkus — dann in dem kleinen bretternen Liebhaber-Theater »Zur grünen Reune« — überall das Aushängeschild »Königstädter Theater« mit sich schleppend. Aber — ohne Glück, ohne Stern! Der Name hatte den Heimat-Zauber verloren. Selbst das prächtige »Victoria-Theater«, die Cerf'sche Erbtöchter der »Königstadt«, hat die goldnen Glangtage der alten Mutter am Alexanderplatz nicht wieder zurück zu rufen vermocht . . .

Und die werthen Kollegen und sonstigen Größen der alten »Königstadt?«

Alles todt — todt!

Der exaltirte, aber gute und liebenswürdige Kunowsky wurde ein Opfer der neuen »Dampfzeit«. Er kam durch die Eisenbahn um.

Der arme Baron Biedenfeld, nachdem er Stieftochter und Schwiegerohn in vollster Blüte ihres Lebens und ihrer Kunst begraben, bekam das für ihn so dornenreiche Theaterleben satt, ging nach der verwitweten Musenstadt Weimar und schrieb mit seinem Arm für die Verlagsbuchhandlung von Bernhard Voigt Buch auf Buch über — Rosenzucht und Gartenkultur. Noch Jahre lang sah man ihn allabendlich mit Johann Peter Eckermann im Weinstübchen der Frau Adelheid Werner sitzen und plaudern von der untergegangenen glorreichen Wunderzeit Goethe's und des deutschen Theaters . . . Dann hat auch der Herbst sie —

die Zeugen eines leuchtenden Frühlings in Poesie und Kunst hinabgerauscht — ein Lebensblatt nach dem andern . . .

Henriette Spigeder starb schon 1828. Vier Jahre später sank auch der fröhliche Joseph Spigeder zu München in's Grab.

Der lustige Komiker Schmelka wurde immer lustscheuer, finsterner und bissiger . . . 1837 ist er gestorben.

Nachdem der kleine Louis Angely noch unzählige Melodramen von der Porte St. Martin und Baudeville auf Baudeville in's Berlinische übersetzt, wurde er — nach dem Vorbilde unseres »Schwaben in Berlin« — 1830 ein behäbiger, natürlich auch ziemlich kraßbürstiger Berliner Gastwirth, bis er schon nach fünf Jahren Augen und Gasthof für immer schloß.

Beide Komiker hatten noch den Schmerz, daß der junge Fritz Beckmann — der lange neben ihnen als verkanntes Genie spielte — sie in der Gunst der Berliner überflügelte. Als die »Königstadt« zusammenbrach, ging Fritz Beckmann an die Wiener Burg — und ist dort erst vor wenigen Jahren als erklärter Liebling der lachlustigen Wiener gestorben.

Die blühende frische Auguste Sutorius suchte nach ihrer Scheidung von Theodor Döring ihr Glück in Amerika und »soll« dort gestorben sein . . .

Wie viel Traurigkeit liegt in dem kleinen Wörtchen »soll!« Die Verschollenheit eines einst so jugend- und kunstfröhlichen, verheißungsvollen Menschenlebens!

Meine Nachfolgerin an der »Königstadt« wurde Julie Holzbecher, die Tochter eines alternden Schauspielers und Sängers der Hofbühnen. Ein liebliches und liebenswürdiges Mädchen, das — als Schülerin von Frau Etich — 1823 im Hoftheater als Betty in »Heinrichs V. Jugendjahren« von Duval debütiert, aber kein Engagement erzielt hatte. An der »Königstadt« gefiel sie in derbnaiven Rollen, wie Lenchen im »Fest der Handwerker«:

»Ein Löpfen, ein Ränken, ein Tisfken, ein Stuhl —

Ei, was brauchst man da mehr noch um glücklich zu sein?!«

K. Bauer: Aus meinem Bühnenleben u.

16

Im März 1830 wurde Julie Holzbecher — Frau von Holtei . . . und nun begann für sie ein ruheloses, oft recht trauriges Wanderleben . . .

Sie sind gewandert hin und her

Sie haben gehabt weder Glück noch Stern . . .

Ein Engagement am Darmstädter Hoftheater erwies sich bald als ein verfehltes. Der Wiedereintritt bei der »Königstädter Bühne« konnte nur durch Demüthigungen erkaufte werden. Der wiederholte Versuch Karl von Holtei's, als Schauspieler zu reüssiren, schlug fehl . . . Nach vielen Irrfahrten übernahm Holtei 1837 die Direktion des Rigaer Stadttheaters. Erst dort sollte Julie Ruhe finden — ewige! Im Januar 1839 betrat sie zum letzten Mal die Bühne, als Porzia im »Kaufmann von Venedig« mit der Anekdote: »Auf mein Wort, Nerissa, meine kleine Person ist dieser großen Welt überdrüssig!« — Bald darauf starb sie nach der Geburt von Zwillingen. Unter welchen graufigen Körper- und Seelenschmerzen! — hat mir später August Kahlert in Breslau vertraut.

Noch ein melancholischer Schatten von der alten »Königstadt« tritt vor mein rückblickendes Auge!

Bei meinem Gastspiel in Dresden auf Engagement — Oktober 1834 — fand ich meine Königstädter Kollegin Anna Herold als Frau Mitterwurzer wieder. Als ich ihr meinen Besuch machte, trat mir ernst und feierlich eine Nonne in ihrer dunklen, groben Ordenstracht entgegen, mich lebhaft an die »Schwester Kapuzinerin« meiner Kindertage erinnernd . . . Es war die einst so schöne gefeierte Marie Herold!

Als Schauspielerkind hatte sie von Jugend auf mit Mutter und Geschwistern in Dörfern und kleinen Städten Schlesiens Komödie gespielt. Ein unruhiges, freud- und heimatloses Wanderleben! Von Heinrich Bethmann nebst ihrer Schwester für die Königstadt entdeckt und engagirt, konnte sich bei dem beschränkten Repertoire der Bühne ihr großes tragisches Talent

nur langsam entwickeln. Erst in Wilibald Alexis Drama »Mitternacht« und in dem krassen Effektstück »Drei Tage aus dem Leben eines Spielers« brach sich ihre tragische Kraft, unterstützt von einer wunderbar ergreifenden Klang- und seelenvollen Stimme, Bahn . . . Schon proklamirte der Berliner Enthusiasmus Marie Herold als eine würdige Nachfolgerin der Etich in der Tragödie . . . Da zerriß ein anfangs so berauschernder Frühlingssturm ihr Herz und ihr Leben in jähen Zwiespalt! Sie, die strenge, schwärmerische Katholikin liebte einen jungen protestantischen Offizier, der in unklarem religiösen Mysticismus befangen war und bei der Geliebten als Befehrer auftrat . . . Und dabei Schauspielerin an einem oft recht frivolen »Volkstheater!« Diese wilden Herzens- und Seelenkämpfe zerstörten der Unglücklichen Gesundheit und Schönheit und einst so fröhliche Kunstblüte . . . bis Marie 1833 vor der Welt und ihrer Lust und ihrem eigenen qual- und liebezerrissenen Herzen in dem Kloster St. Marienstern bei Baugen in der sächsischen Oberlausitz Frieden suchte . . . Möchte sie ihn gefunden haben!

Mir, der lebensfröhlichen Schauspielerin, sagte die Nonne Marie Herold bei jenem erschütternden Wiedersehn in Dresden — mit niedergeschlagenen Augen und einer dumpfen Grabesstimme: »Denken Sie stets daran, daß es Sünde ist, den Namen Gottes auf der Bühne auszusprechen!«

Ich habe Marie Herold nicht wiedergesehn, aber oft theilnahmvoll an die singende, betende Nonne in den stillen Klosteräumen gedacht, deren einzige weltliche Freude es ist: aus erbetenen Läppchen Tuch und seidenen Bändern kleine Handarbeiten zu Geschenken für die Schwestern im Kloster und die wenigen Freunde dort draußen anzufertigen.

Vor mir liegt ein alter Brief von Marie Herold an ihre Schwester Anna Mitterwurzer, die nun auch im März d. J. an einer qualvollen Krankheit in Dresden gestorben ist. Er lautet:

»St. Marienstern, 18. Decbr. 1856.

Vielgeliebte Schwester!

Zum Weihnachtsfeste wünsche ich Dir große Freude und das liebe Jesulein in's Herz. Ebenso zum neuen Jahre Glück, Heil und Segen. Dank für alles Gute, so Du mir erzeigt. Nimm die beifolgende Kleinigkeit gütig an. Sei guten Muthes; auch in diesem neuen Jahre wird Dir Gott in Allem beistehn, Dich trösten, Dich erfreuen, denn der bloß menschliche Trost hilft uns wenig. Pflege nur die gute Mutter recht treulich als ein gutes Kind. In ihren Briefen an mich erhalte ich immerwährende Beweise, wie sehr sie Dich liebt, wie besorgt sie um Dich ist.

Grüße Alle herzlich von mir. An Fräulein Seyse*) schicke ich ein Kreuzchen als Dank für die Lappchen. Wenn sie größer und schöner sind, ist es für meine Handarbeiten freilich noch besser, aber, ich bitte, nur neue Abfälle! Du schicktest mir ein Mal Bandstückchen; die waren sehr schön . . .

Jetzt lebe wohl! Habe Dank für die drei Thaler, die Dein liebevolles Herz mir gesendet.

Deine

Dich herzlich liebende Schwester
Maria Constantia Herold,
Professin.

N. S. Freundliche Grüße und Glückwünsche von Ihrer Hochwürden und Gnaden und Jungfrau Priorin.

Gedenke meiner in Deinem frommen Gebete; ich habe gehört, Du wirst zu Weihnachten zur heiligen Kommunion gehen. Ich auch; dann gehen wir zusammen und das macht mir viel Freude.«

Für mich das rührendste Erinnerungsblatt an die alte verwehte Frühlingszeit und das alte verschollene Königstädter Theater.

*) Die langjährige liebenswürdige Garderobiere des Dresdener Hoftheaters.

Aber welche Kontraste!

Dort — einst — funkelnder Lichterglanz, rauschende Musik, lachender Jubel, blitzende Augen, hüpfende Herzen, strahlende Toiletten, schmeichelnde Huldigungen — um eine junge schöne gefeierte Schauspielerin . . .

Hier — jetzt — in stiller Klosterzelle, beim müden Lämpchen — eine einsame alte Nonne in grober dunkler Ordens- tracht . . . Die blassen Finger, die noch soeben zum Ave Maria über die Kugeln des Rosenkranzes glitten, suchen in bunten Seidenläppchen — geschenkten Abfällen von glitzernden Theater- kostümen — um aus ihnen kleine Kissen und Decken, reich be- näht mit Kreuzen und Herzen und Kelchen und Dornenkronen zusammen zu sticken . . . Wenn die leuchtende Seide unter den Fingern knistert und rauscht — wie oft da wohl die Ge- danken zurückgehen in die alte versunkene Glanzzeit am König- städter Theater!

Welt und Menschenherz — ja, wie reich an Kontrasten!
Am reichsten aber das Komödiantenleben! —

3.
und
Glück,
zeigt.
thes;
stehn,
Trost
ch als
immer-
ie um
yfe*)
an sie
eilich
icktest
die
b,
Ihro
be ge-
gehen.
r viel
e alte
städter
eaters.

3. Rahel.

Die Welt ist reizend, viel zu lieben drin.
Sich damit begnügen ihr innerster Sinn.

Rahel.

»Ich bin der Menschenmagnet, mir fliegt das Pünktchen Mensch zu! Das ist auch meine Schönheit, mein Talent, mein Gefang, meine Gedichte, meine Grazie zc. zc. zc., die ich nicht besitze . . . Großer Ersatz. Fühlte jeder seinen so wie ich!« — heißt es in einem von Rahel's Briefen.

Schon als Kind hatte ich winziges Pünktchen Mensch diesen wunderbaren Menschenmagnet empfunden.

Rahel von Barnhagen war 1816 mit ihrem Gatten nach Karlsruhe gekommen. Dieser, Karl August Barnhagen von Ense fungirte drei Jahre lang als preussischer Ministerresident an unserem Hofe. Und immer, wenn ich die kleine ältliche Frau mit dem gelblichen Teint, den scharfen jüdischen Zügen, den zerzausten kunstlos hängenden Locken, der schlotternden unschönen Kleidung und der vogelhaften Beweglichkeit auf der Straße oder abends im Theater sah, flog mein Auge zu ihr hinüber . . .

Und was an dieser unscheinbaren Fremden fesselte das schönheitsfrohe Auge des kleinen dummen Mädchens, das die hoheitsvolle Schönheit der Königin Friederike von Schweden und die noch bezauberndere Anmuth und Grazie der Großherzogin Stephanie, die leuchtende Jugendblüte von Amalie Neumann und die wehmüthige Goldseligkeit der geliebten Benda

täglich bewunderte und selber das wunderschönste Mütterchen hatte?

Rahel Barnhagen war so ganz anders, als die Karlsruher Damen; sie hatte in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen so etwas Besonderes, das mich frappirte, ohne daß ich mir in meiner kindlichen Einfalt es erklären konnte oder dies auch nur versuchte. Dann hörte ich in dem Tarockkränzchen der Mutter viel Ruhmens von der Klugheit und Liebenswürdigkeit der geistreichen Frau von Barnhagen, die Männer und Frauen, Hoch und Niedrig, Alt und Jung gleich sehr bezauberte und sah sie mit unserer Großherzogin Stephanie und mit der Prinzessin Amalie so vertraut verkehren. Besonders bewundert wurde die anbetende Verehrung des noch jugendlichen Herrn von Barnhagen für seine vierzehn Jahre ältere, wenig schöne Gattin . . .

Auch meine alte Fratel war mit Frau von Barnhagen in Berührung gekommen und konnte nicht genug rühmen, wie leutselig und theilnahmvoll die Frau Ministerresidentin gegen die arme Trödlerjüdin gewesen sei. Sie hatte sie ihre »Religionschwester« genannt und aus ihrem strengjüdischen Elternhause in Berlin erzählt und wie sie sich nur ihrem Gatten zu Liebe habe taufen lassen . . . »Allvater Jehovah, der Ewige, Unwandelbare — heißt jetzt bei mir: Gott, der ewige, unwandelbare Allvater!«

Das Alles beschäftigte meine dämmrigen, stets regen Kindergedanken. Und doch mischte sich in mein nie müdes Interesse für die fremde Dame eine seltsame Scheu, über die ich mir ebenso wenig Rechenschaft zu geben vermochte, wie über der kleinen Frau magnetische Anziehungskraft. War es die wundersame Laufe einer vierzigjährigen Braut mit rastlosem Augenglas und rebellischen Locken, deren Alt meine lebhafteste Phantasie gleich im Bilde vor sich sah? War es das Unbegreifliche einer Ehe, in der die Frau wie die Mutter des Gatten erschien? Noch mehr aber war es sicher die so sehr gerühmte

Klugheit der Frau von Varnhagen, die mir so sehr imponirte, daß ich auf der Straße ihr immer scheu aus dem Wege ging und im Theater wie schuldbewußt schnell das Auge abwandte, wenn mich das blickende Augenglas traf.

Aus und über mein liebes Karlsruhe schrieb Rahel im Juli 1816: »Karlsruhe ist ein schöner unbequemer Ort. Die Unbequemlichkeit liegt in der Präension eines großen, ohne dessen Ressourcen zum Nutzen oder Vergnügen und in der Beschränktheit und dem Stagnirenden eines kleinen. Ist man hier geboren oder eingelebt, so mag's Einem auch hier gefallen: der Eindruck ist heiter, angenehm, Berlinisch; ja überraschend schön. Viel Wald, viel Sumpf, viel Mücken umher. Im Ort die schönste Bauart; schöne Gebäude, viel Grünes — verdure — und kein Logis: chambres garnies gar nicht. Wie konnte der Ort auch das wissen!« —

Schon nach drei Jahren — 1819 — wurde Herr von Varnhagen abberufen. Man sagte, er sei in den badischen Verfassungsfreitigkeiten seiner und der Karlsruher Regierung zu freisinnig aufgetreten und solle »zur Strafe« dafür nach Washington versetzt werden. Er lehnte aber ab, quittirte den Staatsdienst und ließ sich mit seiner Gattin, dem Titel und der Pension eines Legationsraths dauernd in Berlin nieder.

Hier sollte ich der gefeierten Rahel im Herbst 1824, bald nach meinem Abgange vom »Königstädter Theater« persönlich näher treten. Gleich bei meiner Ankunft in Berlin war mir von vielen wohlmeinenden Freunden gerathen worden: vor allen Dingen müsse ich der Frau von Varnhagen meinen Besuch machen. Sie sei eine große Freundin und Kennerin des Theaters und ihr Salon in allen Fragen der Kunst und Wissenschaft tonangebend. Alle Künstler beeilten sich daher, der Prophetin dieses geistreichsten der vielen ästhetischen Berliner Theatrische sich zuerst zu Füßen zu legen und um ihre Protektion zu bitten. Ueberdies sei Rahels Bruder, Ludwig Robert, einer der geachteten und einflußreichsten Theaterkritiker Berlins . . .

Aber ich konnte meine alte kindische Scheu aus Karlsruhe vor der gelehrten, fremdartigen Frau nicht überwinden und schob den Besuch von Woche zu Woche hinaus. So war ich denn schon ein halbes Jahr in Berlin und hatte Rachel nur auf der Straße, im Thiergarten oder bei den so beliebten Konzerten im »Hofjäger« gesehn. Erst meiner lebenswürdigen Kollegin Auguste Brede vom Hoftheater in Stuttgart, die jetzt im Spätherbst in ihrer Vaterstadt Berlin und bei ihrer langjährigen Freundin Rachel zum Besuch anwesend war und auch die Mutter und mich freundlich aufgesucht hatte, sollte es gelingen, mich fast gewaltsam zu Rachel zu schleppen.

Auguste Brede war eine schöne wohlthuende Erscheinung, groß und stattlich, nur war — wie auch bei Esslair — das reizende Köpfchen fast zu klein und lieblich für die Heroinengestalt. Das brachte sie und ihre Kunst in immerwährende Konflikte mit dem Urtheil des Publikums. Gab sie in »Minna von Barnhelm« die Franziska, so sagte man: ein reizendes Kammerkätzchen — aber eigentlich müßte diese stattliche Dame die Minna spielen. Da würde sie erst recht an ihrem Plage sein! — Spielte sie nun die Minna — da hieß es sicher umgekehrt: Wie Schade! bei diesem gebornen Fränzchengesicht!

Selbst Ludwig Tieck wurde von diesem Dilemma beirrt. Er sah Auguste Brede bei einem Gastspiel in Dresden als Franziska — und verlangte von ihr, sie solle — Lady Macbeth, die Orsina und Milford spielen. Als sie seinem Rath folgte, wollte er wieder Emilia Galotti und Louise Millerin von ihr sehen.

Ueberaus lebenswürdig, ja glänzend erschien mir die geistvolle Künstlerin im heiteren Konversationsstück. Nach Jahren — 1834 — sah ich sie bei meinem Gastspiel am Wiener Burgtheater als Königin Elisabeth (in »Maria Stuart«) und Gräfin Orsina wieder. Es waren achtungswerthe Leistungen einer klugen, denkenden Schauspielerin, aber nicht mehr. Ich

hätte die gute Auguste lieber in der witzfunkelnden Rolle eines Scribe'schen Konversationsstücks gesehen.

Ihre Freundschaft mit Rahel knüpfte sich schon im Jahre 1808. Diese — damals noch Rahel Levin Markus, oder auch, gleich ihrem Bruder Ludwig, Rahel Robert genannt — besuchte im September die Leipziger Messe und gleich am ersten Abend das Theater. Es wurde »das Intermezzo« gegeben. Rahel schrieb über die Vorstellung: »Opitz und eine Frau, deren Namen ich noch nicht weiß, sagten affektirte Verse göttlich!« — Jene Frau war Auguste Brede.

Als Rahel im August 1813 vor den Franzosen nach Prag flüchtete, fand sie dort Auguste Brede unter Liebichs Direktion wieder. Die Leipziger Bekanntschaft wurde sogleich erneut und schnell zur innigsten Freundschaft für's Leben. Rahel wohnte sogar Monate lang bei der Freundin. Später schreibt sie an ihre »liebe Gustelette« — an ihre »herzensgeliebte alte, immer theure Auguste! Schöne, Liebe!« —: »Holder Charakter! Sie sind die beste Frau. Sie sind die wahre Versüßerin. Sie sind süß. Ich weiß noch, wie Sie mir in Prag auf der Treppe entgegen kamen. Im grauen Ueberrock, ein Häubchen mit Puffen drauf und Ihre Schönheit im Gesicht . . .« und über die Freundin: »Mad. Lindner könnte keine bessere, ehrlichere, gütigere Frau kennen lernen. Ich liebe sie sehr und immer!«

Das ist Auguste Brede, die mich zu Rahel führte.

Meine Eindrücke, die ich von diesem Besuche und späteren Begegnungen mit Rahel empfang, schildert frischer und treuer, als ich es heute vermöchte, wenn auch jugendlich-flüchtig und ziemlich ordnungslos ein alter Brief aus jenen frohen Dezembertagen an Bruder Louis:

. . . »Eine alte Dame, Frau Krickeberg, welche (als Schauspielerin am Hoftheater) die undankbarsten Rollen übernehmen muß, habe ich auch liebgewonnen. Sie war mit

Kogebue befreundet, erzählt fesselnd aus vergangenen Zeiten und wird von Rahel von Barnhagen sehr geschätzt.

Als ich im Begriff war, im vierten Stock bei Frau Krickeberg anzuklopfen, trat mir Rahel entgegen, blieb aber noch während meines Besuches und forderte mich auf, sie durch die Straßen bis zu ihrer Wohnung zu begleiten. Sie sprach sehr lebhaft, in ihrer bezaubernden Redeweise. Unter Anderem sagte sie: »Von der alten Krickeberg habe ich mir oft Rath geholt, von ihr kann man Lebensweisheit lernen!«

»Sie — die geistreiche Rahel, bedürfen der Weisheit Anderer?« fragte ich lächelnd.

»Mehr als jedes andere Menschenkind!« sagte sie seufzend, — »ich bin oft unausstehlich trüb gestimmt! — Das wundert meinen lieben Narrn, nicht? Ja, Sie Glückliche wissen noch nicht, wie Nerven quälen können. Frau Krickeberg versteht aus der dürftigsten Blume noch Honig zu schlürfen, ist beladen mit den schwersten Sorgen und doch stets heiter. Sie spart, entbehrt für Lieblingswünsche — und gibt resignirt das sauer Erworbene den um Hülfe bittenden Töchtern, Schwiegersöhnen, Enkeln, — zufrieden, genug zu behalten, um ihre gesiederten Freunde nicht abschaffen zu müssen!«

»Gesiederte Freunde?«

»Ja, bemerkten Sie denn nicht die Menge Käfige mit Kanarienvögeln? Frau Krickeberg hört das lustige Geschmetter so gern und freut sich kindisch, wenn die reizenden Haushaltungen durch ausgebrütete Ankömmlinge vermehrt werden. Sie hat mir soeben versprochen, nächstens einen Kaffee zu geben mit Theater-Damen — vom Großmutterfach bis zu den Kinderrollen. Sie kommen auch, lieber Narr?«

»Mit Freuden! ich helfe dann die Honneurs machen.«

»Und ich spendire die Kuchen. Das wird hübsch werden. Ich verkehre gern mit dem Theatervölkchen. Es sind meistens gute Menschen; wenn auch der Dämon der Leidenschaften unter ihnen wohnt, so macht er sich doch nur blitzartig — vorüber-

gehend bemerkbar. Das Bessere überwiegt bei weitem die Fehler — und ich wiederhole, ich liebe, ich verehere die Künstler, ihr Umgang erfrischt mein Gemüth!«

Während dieser Lobeserhebungen hatte ich meine liebe Noth: bald mußte ich das Tuch erhaschen, welches stets von Rahel's Schultern glitt, dem Hut unbemerkt einen Knuff geben, denn er war schief aufgesetzt — sie stützen, denn alle Augenblicke trat sie auf ihr zu langes Kleid. Sie umarmte mich (vor ihrer Thür in der Französischen Straße Nr. 20) herzlich und schien keine Ahnung zu haben von ihrer so ganz eigenen, wunderlichen Toilette.

Als ich Frau Brede frug, weshalb sie, als vertraute Freundin, nicht Rahel bestimme, doch nur die nothwendigste Eitelkeit zu beobachten, oder Herrn von Barnhagen ins Komplott zöge, versicherte sie, das würde nichts nützen, Beide würden es weder begreifen, noch ausführen, übrigens seien alle Bekannte an diese Eigenheiten der lebenswürdigen und geistreichen Rahel längst gewöhnt. — Wie ist denn aber Dein einfältiges Schwesterchen mit der berühmten Rahel auf einen so vertraulichen Fuß gekommen, daß sie sogar deren Hut knuffen darf? — Nicht wahr, Du fängst jetzt endlich an, vor mir ein wenig Respekt zu bekommen!

Doch ich will ehrlich sein — ich habe mich Anfangs selber nicht wenig vor der Bekanntschaft mit der berühmten, klugen, gelehrten, genialen Rahel von Barnhagen gefürchtet, und die Mutter himmelhoch gebeten, ohne mich bei Barnhagens Besuch zu machen. Vergebens wurde mir vorgestellt, daß Frau von Barnhagen während ihres Aufenthaltes in Karlsruhe mehr noch durch Herzensgüte und sanftes Wesen bezauberte, als durch sprudelnden Geist und hinreißende Unterhaltungsgabe . . . ich konnte meine kindische Furcht vor der gelehrten Frau nicht überwinden. Erst Frau Brede, der Jugend- und Herzensfreundin Rahel's, einer beliebten Künstlerin vom Stuttgarter Hoftheater, die gerade auf Besuch in Berlin ist und auch uns längst eine

liebe Bekannte geworden, war es vorbehalten, mich zu überreden. Frau Brede kam, uns bei Rachel einzuführen.

Als sie vernahm, weshalb ich nicht mitgehen wollte, ermunthigte sie mich: »Recht bald werden Sie Herr Ihrer Befangenheit werden. Meine Freundin ist gern heiter mit der Jugend, sie erwartet Sie und freut sich, die Abtrünnige vom Königstädter Theater, die so gerühmte Elsbeth aus dem »Turnier zu Kronstein« zu sehen. Rachel war krank und konnte keiner Vorstellung beiwohnen. Kommen Sie getrost, Sie werden mir noch für mein Zureden danken.« Und ich ging wirklich mit — und dankte Frau Brede später von Herzen.

Das Vorzimmer bei Barnhagens war nicht einladend, klein und düster, und die Visitenstube, obgleich geräumig und hübsch möblirt, gefiel mir erst recht nicht. Auch hier hatte sich die in Berlin so beliebte dunkelblaue Tapete eingebürgert, welche Jedermann so blaß erscheinen läßt. Die grau-weißen Gardinen schienen sehulichst einer Wäsche zu harren, und gaben dem Zimmer ein schwermüthiges Aussehen.

Frau von Barnhagen bewillkommte uns herzlich mit sanfter, angenehm klingender Stimme. Als wir Platz genommen hatten, hoffte ich die gepriesene Frau recht aufmerksam betrachten zu können, doch ich vermochte es nicht unbemerkt zu thun, denn während des lebhaften Gesprächs spielte sie beständig mit einem Augenglas, und öfters führte sie es blitzschnell an die Augen, mich dadurch fixirend.

Rachel ist klein, ziemlich stark, von Taille keine Spur. Ein graues Kleid hing wie ein Sack um ihre Gestalt, nur von einer Gürtelschnur lose gehalten, deren Enden nachschleiften. Die dunkelbraunen Haare schienen nur so in aller Eile hinaufgewirbelt zu sein, von einem Kamm gehalten, der immer herabzustürzen drohte. Einige wilde kleine Locken schmückten ihre schöne Stirne, und freundlich blickende, tiefblaue Augen, von langen Wimpern beschattet, milderten die scharfen jüdischen Züge; die ganze Physiognomie athmete Wohlwollen und hohe

Intelligenz. Ich entschuldigte auch bald die vernachlässigte Toilette, denn trotz der größten Lebendigkeit, der geistreichsten Reden, sah Rahel doch momentan — wie ermüdet aus, und eine gewisse Wehmuth umschleierte dann ihre Züge. Ganz eigenthümliche Bemerkungen überraschten und fesselten mich. Lachen und Scherzen wechselten bei der seltenen Frau oft blickschnell mit ernstern Betrachtungen und Rührung.

So behauptete Frau von Barnhagen, daß sie erst beim gleichzeitigen Anblick ihrer Schwägerin, Friederike Robert, und der Madame Neumann, meiner Kollegin in Karlsruhe, die Erzählung von des Grafen von Gleichen beiden Frauen begriffen habe: — von der weißen und der rothen Rose! Ludwig Roberts Frau, mit römischem Gesicht, ernst, marmorbläß, mit rabenschwarzem Haar und großen, dunklen Augen, gleiche einer Juno; — die Neumann, rosig blühend, blond, mit schelmischen Augen und zierlicher Gestalt, sei ein heiterer Mittag ... Plötzlich abbrechend frug sie mich: »Warum sagt denn die Jugend kein Wörtchen?« — »Ich höre mit Entzücken zu«, erwiderte ich, und erzählte dann, wie glücklich ich in Karlsruhe gewesen sei, die schöne Frau Robert, damals noch Frau Primavesa, beim Kommen aus der Schule auf der Straße zu sehen. Wie ich sie anstaunte, wähnend, die Fee aus dem eifrig gelesenen blauen Märchenbuch — Du erinnerst Dich doch, Louis? — zu erblicken, welche aus ihrem Feenreiche zeitweise verbannt, jetzt in Karlsruhe weile! So sei sie mir erschienen: die hohe Gestalt, traurig an mir vorüberschwebend, aber mild, meinen ehrerbietigen Knix mit den Worten lohnend: »Wie geht es, liebes, freundliches Kind?«

»Wie hübsch sich das anhört!« sagte Rahel; »ja, der Kinderblick! — wie richtig fühlen oft diese kleinen Menschen heraus, ob Kummer unser Gemüth bedrückt! Meine Schwägerin hatte damals manche Prüfung zu bestehen und war ungern in Karlsruhe.«

Dann kam die Rede auf das Theater. Rahel freute sich,

daß wir ihr Entzücken über die Mustervorstellung von Kleist's »Käthchen von Heilbronn« theilten. Sie fragte mehrere Male: »Nicht wahr? Rebenstein ist ein prächtiger, biederer, schöner Wetter von Strahl? und könnte man ein holderes, lieblicheres Käthchen zu sehen wünschen, als Frau von Holtei? Wie entzückend ist diese zarte, ätherische Erscheinung, besonders neben Wauer, diesem herzigen Gottschalk, der so brummig seinem Herrn die Wahrheit sagt und doch dabei zum — Fressen lieb ist!« Sie fand meine Ansicht ganz richtig, daß Frau von Holtei an Goethe's Mignon erinnere. »Wenn doch mein armer Kleist diesen Erfolg seines Stückes erlebt hätte!« — rief sie mit Wehmuth aus, — »er hätte nicht so furchtbar geendet — von der eigenen Hand! Hätte dieser Eine goldene Glücksstrahl seine umdüsterte Seele erhellt, Muth und Kraft wären ihm zurückgekehrt — zu neuem Leben — zu neuem Dichten!«

Ihre Augen hatten im Eifer des Gespräches einen wunderbaren Glanz bekommen, und die blassen Wangen waren geröthet. Das ließ sie unendlich interessant und anziehend erscheinen.

Madame Brede lenkte das Gespräch auf Frau von Barnhagen's Herzblatt, Friederike Anzelmann-Bethmann, und ich bat inständigst, mir von dieser seltenen Künstlerin zu erzählen. Heinrich Bethmann habe in rührender Begeisterung mir so viele Wunder von der verstorbenen Gattin berichtet. Rahel bestätigte Alles. »Friederike Bethmann hat uns gezeigt, wie richtig das Wort: »La grâce — plus belle que la beauté!« Obgleich etwas zu stark für ihre kleine Figur und mit zu dickem Halse, wußte sie doch trotz ihrer 48 Jahre alle Welt zu bezaubern, so daß August Wilhelm von Schlegel in seinem herrlichen Gedicht an die Bethmann sie mit Recht »ein Feenkind« nennen durfte, bei dem die Anmuth mit den Grazien Pathen gewesen. Sie spielte — gleich Ludwig Devrient — stets wie plötzlich inspirirt. Sie besaß eine unerschöpfliche Wärme des Gefühls, und ihre Stimme verstand nicht nur lieblich zu entzücken — auch zu er-

schüttern, gewaltsam zu ergreifen, wie keine andere. Dafür zeugten besonders ihre Lady Macbeth und Phädra. — Außer dem sang und spielte sie wunderlieblich in Operetten — als Aline, Königin von Golkonda, Fanchon und Nina. Die Vielseitigkeit ihres Talentes ist bis jetzt noch nicht übertroffen!«

Herrn von Varnhagen's Kommen unterbrach das für mich so höchst interessante Gespräch. Er machte auf mich von vornherein einen recht unbedeutenden, ja unangenehmen Eindruck. Er hat nicht die Spur von ernster, würdiger, imponirender Männlichkeit. Er gilt auch in ganz Berlin als eine Klatschbase prima Sorte. *) Er spricht mit leiser, beinahe flüsternder,

*) Diese Stelle hat bei Leuten, die Varnhagen nur aus älteren Literaturgeschichten oder aus dem Konversationslexikon kennen, hin und wieder Befremden erregt. Wie richtig aber die junge Schreiberin des Briefes den Verfasser von »Varnhagens Nachlaß« schon vor 50 Jahren beurtheilte, beweisen nicht nur jene nachgelassenen Tagebücher, sondern auch gewichtige Stimmen von Zeitgenossen. So schreibt Professor Ernst von Leutsch im »Göttinger philologischen Anzeiger« in einer freundlich eingehenden Kritik über die erste Auflage des »Bühnenleben«, nachdem er obige Stelle citirt: ... »Worte, die ich hieher setze, weil mir einst der edle Heinrich Ritter diesen charakterlosen Mann fast mit denselben Worten schilderte.« — Ebenso heißt es in einer trefflichen und treffenden Kritik der »Ausg. Allgem. Zeit.« desselben Buches: »Sie (die Verf.) hat stets Worte der wärmsten Anerkennung für ihre Rivalen und Rivalinnen und vergißt auch bei entschieden antipathischen Personen nicht leicht eine gute Seite derselben hervorzuheben. Nur bei einem einzigen Menschen weiß Karoline Bauer, die sonst so heiter und mild Urtheilende, gar »kein gutes Haar zu finden, das ist — Varnhagen, der ihr von vornherein ... (folgt obige Stelle). »Hier hat man in Wahrheit den Varnhagen der Tagebücher leibhaftig, wenn auch ungeschmeichelt porträtirt, und das Bild stimmt genau zur Vorstellung, die sich Jeder, der den vielgewandten Mann nicht persönlich gekannt hat, aus den Schriften seines Nachlasses machen muß ...« — Und ein anderer Zeitgenosse, Karl von Holtei, schreibt 1860 über die »Briefe Humboldt's an Varnhagen« dem Professor August Kahlert in Breslau: »Das von Fräulein A.(ffing) herausgegebene viel beschriebene Buch hab' ich langweilig gefunden. Meine Ansicht über Herrn v. Varnhagen stand schon vorher fest: Innerliche Impotenz bei äußerlicher Glätte — ein serviler Schmeichler, — ein Aristokrat im schlechtesten

gezierter Stimme. Die grauen, matten Augen vermögen dem runden, vollen Gesicht keinen belebenden Ausdruck zu verleihen, denn er hält sie stets halb geschlossen, dabei spielt ein stereotypes Lächeln um seinen Mund, und das hellblonde Haar, die fast weißen Wimpern lassen die Züge noch unbedeutender und zerflossener erscheinen. Gar keine ansprechende Persönlichkeit! Herr von Varnhagen scheint seine Gattin über alle Maßen zu verehren! Er lauscht mit fast komischer Bewunderung jedem Worte Rahel's und beobachtet ihr Gesicht, ihre Bewegungen fortwährend aufmerksam und mit Selbstgefälligkeit, und auf seinem verschwommenen, eitlen Semmelgesichte triumphirt es: Ah! seht doch — ich bin der Mann dieser geistreichen, berühmten Frau! — In meinen Augen die jammervollste Rolle, die ein Mann spielen kann: der Mann seiner Frau zu sein! — also: hüte Dich davor, Louis!

Beim Abschied umarmte uns Frau von Varnhagen sehr herzlich und nahm uns das Versprechen ab, recht oft zur traulichen Theestunde zu kommen. . . . *) Wenn wir nur die unschmackhafte Milchsuppe von Mann nicht mit in den Kauf nehmen müßten!

Sinne, — ein Demokrat aus Eitelkeit, — ein Heuchler, — ein sammelnder Kompilator, — ein Wortklauber, — ein Stil-Drechsler, — ein »Ausschneider«, — ein philiströser Pedant, — eine vornehmthuende gemeine Natur. Bei Alldem ein homme habile, der wohl verstand zu scheinen, zu gelten, zu imponiren sogar: Der echte Heros solcher Zeiten!« A. W.

*) Wenige Wochen später schreibt Rahel (Buch des Andenkens für ihre Freunde) an den jungen Ruffen Alfred Graffunder:

»Donnerstag, den 20. Jan. 1825.

Morgen Abend kann ich Ihnen sehr etwas Hübsches zeigen, wenn Sie zu mir kommen können. Ich rathe es Ihnen. (Auch meinerwegen, denn es that mir vorgestern sehr leid, Sie verwaist bei mir gewußt zu haben; ich bin die Mutter in meinem Hause: wenn ich nicht da bin, sind die Kinder in den müßigen Stunden ganz irrt.) Das Hübsche ist ein Mensch; und der Mensch ein Mädchen; und das Mädchen Mlle. Bauer . . .« A. W.

S. Bauer: Aus meinem Vägnenleben 2c.

Viele genußreiche, gemüthliche Stunden verlebten wir schon bei Rahel. Sie scheint mir gewogen zu sein und Gefallen an meiner übermüthigen, jungen Fröhlichkeit zu finden, und ermuntert mich, stets so frisch von der Leber weg zu sprechen, wie mir es gerade einfällt. Einst sagte sie lachend zur Mutter, nachdem ihr Augenglas sehr beschäftigt gewesen war, mich zu fixiren, und ich so recht toll geplaudert hatte: »Ihre Tochter ist ein Narr! — aber — ein lieber Narr!« Ich bestehe nun darauf, stets so titulirt zu werden, denn dann ist — oder wird Rahel selber heiter und unnachahmlich lebenswürdig . . .«

Soweit jener alte, vor 51 Jahren geschriebene Brief der jungen übermüthigen Lina. Der alten Frau Erinnerungen, gereift und geläutert in einem reichen, wechselvollen Leben, möchten diese Blätter und Bilder ergänzen.

Rahel war unstreitig eine der interessantesten, geistreichsten und originellsten Frauen jener verschollenen Literatur- und Kulturperiode brieffeliger und theetisch-ästhetischer Geistesreichigkeit. Wie ein brillantes Feuerwerk sprühten und prasselten ihre Geistesfunken unaufhörlich nach allen Seiten hin — blendend — imponirend — bestechend . . . Aber auch nur zu oft bald betäubend und verwirrend. Es war ein königliches Feuerwerk, das mit Allem auf's Reichste ausgerüstet war: mit Raketen und Schwärmern, Feuerrädern und Feuergarben, Fröschen und Leuchtkugeln, bengalischen Flammen und Transparenten, illuminirten Ballons und goldnem Thränenregen — sogar elektrische Kanonenschläge gab es hin und wieder . . . Leider aber fehlte die ordnende Meisterhand, die das so überreich ausgerüstete Feuerwerk hübsch nach der Reihe und nach wohlthuenden Ruhepausen, zur Sammlung für den Zuschauer, abbrannte. Neckische Kobolde zündeten es bald hier — bald da auf allen Ecken und Enden an und da schossen dann Raketen und

Schwärmer und Leuchtflugeln und Frösche und all die andern Lichter und Funken närrisch und funterbunt durcheinander . . . Wie Rahel's Stil, so war ihr Gespräch: sprunghaft — kreuz und quer — voller Paradoxen. Höchst fesselnd, so lange das kleine Ich diesen tollen Geistesprüngen zu folgen vermochte: sie entwirrend und in klare Bahnen leitend. War aber diese Kraft zu Ende, so war man auch total verloren. Wie oft ist meinem armen Kindskopf das passiert! Resignirt, wie erstarrt saß ich dann der sprudelnden Rahel gegenüber und dachte mir: so muß Frau Lot zu Muth gewesen sein, als sie zur Salzsäule wurde!

Dazu kam schon mir jungem Dinge gar bald das wenig behagliche Gefühl: diese geistreiche, originelle Frau ist sich ihrer Geistreichigkeit und Originalität nur zu gut — bewußt! Dank den Posaunenstößen ihres Gatten und ihres Publikums ist es mit der Zeit sogar ihr Metier geworden: zu jeder Stunde am Schreibtisch, bei Visiten, auf der Promenade und am Theetisch geistreich und originell zu sein — à tout prix! Wie es das Metier der Pythia war, auf ihrem Dreifuß über der dampfenden Erdspalte zu sitzen, Lorbeerblätter zu kauen und den wartenden Gläubigen göttliche Orakelsprüche vorzustammeln, mag der Geist und der Gott sie treiben, oder nicht! — Das sind ungesunde Zustände des Geistes und der Seele.

Ja, oft hat die berühmte, vergötterte Rahel mir in der Seele leid gethan, wenn sie blaß, müde, von gichtischen Schmerzen und Brustbeklemmungen gequält auf ihrem Dreifuß am Theetisch darsaß und von allen Seiten betäubende Weihrauchdämpfe zu ihr aufstiegen und der Oberpriester Barnhagen der eifrigste und grausamste war, ihr immer neue Lorbeerblätter zum Kauen zwischen die Zähne zu schieben und alle Augen und Ohren auf ihren Orakelmund gerichtet waren . . . und die arme franke Rahel sich endlich doch wieder entschließen mußte: bon gré, mal gré die geistreiche, originelle göttliche Pythia zu spielen!

Zu diesem Metier gehört auch ein steter Enthusiasmus. Rahel war enthusiastisch bis zum Exceß. Alles was ihr gefiel:

Menschen, Briefe, Bücher, Kleider — war himmlisch, göttlich, feenhaft! . . . Einst aßen wir zum Thee geröstete Kastanien. Das war ein olympisches Götteressen! — So oft ich späterhin Mustern sah, mußte ich an Rahel's Ausspruch denken: In Mustern kann man sich tiefsinnig essen! — Kam ich in einem neuen Hut, in einem hübschen Kleide: so war ich angezogen wie eine Göttin — wie eine Fee — wie ein Engel!

Es gibt aber auch einen Enthusiasmus: à bas! Auch den besaß Rahel, und wohl für Niemanden mehr, als den armen Jffland — wie wir später sehen werden.

Rahel sprach gern und enthusiastisch über Toiletten, kritisirte sie, gab Toilettenrath und glaubte in allem Ernst, auch in diesem Fach eine erste Kennerin zu sein und den feinsten Geschmack zu besitzen. Das wirkte gradezu komisch, wenn man dabei ihre eigene Toilette etwas genauer musterte.

Ueber Fanny Elsler's Toilette schreibt sie 1830 an Genz: »In meinem Billet an die Schöne lobte ich ihren Anzug und nannte ihn einen »persönlichen«. Und wie ich hinkomme, sitzt sie noch und bereitet der Schwester und sich mit höchsten Händen Ballauffäge, von Blonden, Draht und Band; geschickt wie eine Fee, graziös, als käme es eben aus Paris; und intelligent, wie nur der individuellste Charakter sie erfinden kann. Richtig hatte ich ihren Anzug einen persönlichen genannt. Ich halte entsetzlich viel auf Anzug: aber gehe schlecht einher; versteh es, wie Niemand besser. Kann auch schön Rath geben und wählen; im höchsten Sinn; mit genauester Kenntniß der Mode, die öfters los gelassen werden muß, — *mise de côté, mais pas ignorée.*« —

Noch lieber und enthusiastischer sprach Rahel über — Herzensangelegenheiten. Da wurde die vierundfünfzigjährige kleine kränkliche Frau überaus mobil, redselig, neugierig, anbohsrend, vertraulich, ja sogar duldsam gegen einen kleinen amüsanten Theeklatsch. Sie dachte über Liebe und Ehe sehr frei. Das antike Götterleben und Lieben der Griechen war ihr

Ideal. »Freiheit! Freiheit! besonders in einem geschlossenen Zustande, wie die Ehe!« — war der Schrei ihres Herzens. Sie deutete gern an, daß durch dies Herz manche große Leidenschaft gegangen war. Die größte soll ein Graf Zinckenstein gewesen sein. Aber die arme Rahel hatte kein Glück in der Liebe. Sie verlangte in ihrer heißen Jugend neben der geistigen, auch ein wenig körperliche Anbetung. Und an ihrer reizlosen und doch reizbaren Körperlichkeit scheiterten alle ernstesten Verhältnisse. Auch ihr Gatte Varnhagen war nie ihre irdische Liebe, nur ihr Seelenfreund! — wie Rahel ihrer intimsten Freundin, Auguste Bredé, seufzend anvertraute.

Dafür war die arme liebedürstende Rahel schon in ihren jungen Jahren die Vertraute so mancher freien Liebe: des Prinzen Louis Ferdinand und der schönen frivolen aber geistig leeren Pauline Wiesel, der genialen Friederike Bethmann und ihrer zahlreichen Anbeter. In ihrer merkwürdigen, oft schier naiven Aufrichtigkeit beneidete sie diese »Griechinnen« um ihr Glück und schalt die »elende Welt«, die anders über solche Verhältnisse dachte und urtheilte.

Als ich Rahel kennen lernte, hatte sie fast überwunden. Sie schreibt 1825: »Ich freue mich, alte Uebel los zu sein, als unsinnige Liebe; die wir Unseligen in Andern suchen, anstatt uns an der, die wir für Andere haben, zu ergötzen. Nur um dies recht zu machen, möcht ich noch ein Mal jung sein.«

Am Liebsten hörte ich Rahel vom Theater sprechen und ich versuchte stets, sie so schnell wie möglich auf dies Thema zu bringen. Sie liebte die Bühne enthusiastisch — aber die Bühne einer vergangenen Zeit — die Bühne ihrer Jugend — die Bühne, auf der Fleck und Friederike Bethmann mit einander gespielt hatten.

Rahel schreibt 1818 an August von Stägemann: »Eine Stadt ohne Theater ist für mich, wie ein Mensch mit zugebrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Cours. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der

Kreis der Freude, des Geistes, des Antheils und Zusammenkommens — auch nur — aller Klassen gezogen ist. Nichts desto weniger applaudire ich Sie doch, daß sie nicht in's Theater gehen: d. h. es macht mir Vergnügen. Lassen Sie sich gestehen, daß kein Theater in der Welt mir den Aerger abzwingen kann, wie das Berliner — seit Jffland, — erstlich, weil keines mich so interessirt hat; dann gibt es keines mehr (es hat aber schon angesteckt!) mit solchen steifen Präntensionen an sich selbst. Es ist eine Zwangsanstalt für Schauspieler und Publikum in allen Rücksichten nach und nach geworden — das wird (Komödien-) Schulz wissen.«

Der arme Jffland! Ebenso enthusiastisch, wie Rahel in ihrer Liebe über ihren »Abgott« Fleck und ihre »Zee« Friederike Ungelmann-Bethmann, über die »Schönheit« Baranius, den genialen Czschitzky, den wackeren Beschort, den urkomischen Ungelmann und den feurigen Mattausch sprach, der sie als Fürst in »Elise Valberg« so lebhaft an den geliebten und vielbeweinten Prinzen Louis Ferdinand erinnerte — — ebenso enthusiastisch war sie in ihrem Haß gegen Jffland und seine Schule. Sie stammte schon bei dem Namen »Jffland« glühroth auf und wurde nie müde, ihn den »Verderber der Berliner Bühne und der ganzen theatralischen Kunst« zu nennen, und ihm vorzuwerfen: daß er seine innerliche Armuth an originellen Einfällen und Gedanken durch allerlei Künsteleien zu ersetzen versucht habe.

Diesen enthusiastischen Zorn — ja unsterblichen Haß gegen Jffland strömt Rahel besonders in zwei Briefen an Auguste Brede aus:

»Dieser wenig begabte Pedant hat nicht allein der Berliner, sondern den deutschen Bühnen großen Schaden zugefügt, bei mancher Ordnung der Scene und gesellschaftlichem Vortheil ihrer Mitglieder; und mich verfolgt er noch nach seinem Tod!!! Muß ich nicht rasend werden, — Wien nicht ausgenommen, — auf allen Theatern Deutschlands Einen zu finden, der ganz

wie er spielt, schnarrt, glupt, spricht, die Hände dreht, fingerirt, pausirt, einzelne Worte mitten vor oder aus einer Phrase wie verlorne Schildwachen hinauschießt, und als solchen ihnen keine Lebensmittel, d. h. keinerlei Accent und Beziehungston mitgibt, es dem Hörer in seiner Verlegenheit überläßt, was sie damit machen sollen, und diese Verlegenheit noch für künstlerische überlegte Absicht ausgeben will. Solche verfolgen mich noch, wo ich ihn schon lange vergessen hätte, und hegen den alten Aerger wieder in mir gegen ihn auf ... So herrschte Jffland nicht durch sein Besseres, durch sein Schlechtestes ... Verstockt war er in seinem Direktionsglück, unter dem Götzendienst geworden. Und nun ruhe er selig.«

Aber nein, er läßt ihr und sie ihm keine Ruhe. Noch kurz vor ihrem Tode schreibt sie der Freundin über Jffland:

»Dieser verdirbt uns die deutschen Theater auf fünfzig Jahre hinaus; der Geruch, den der nachließ, ist für Publikum, Fürsten und Höfe und Intendanten benebelnd, betäubend, todbringend, und nur die Künstler gedeihen dabei, die auch Sistrionen, Pedanten, Lügner in der Kunst und im Leben sind; wie der Schöpfer dieser Affectation in Kunst, ihren Einrichtungen und in Sitte! Diesen Nachruf erlauben Sie mir meiner Bühnenleidenschaft nachzusenden; was dem Bühnengeheimrath davon gebührt, nehme er hin.«

Rahel erging es eben wie anderen Sterblichen mit der hochgelobten »guten alten Zeit«. Das ist immer die entblätterte und verwehte wunderschöne Frühlingszeit, in der wir jung gewesen sind. Wie würde es wohl mir ergehen, wenn ich heute — nach mehr als vierzig Jahren meine in der Erinnerung so vollblühende, geliebte, hoch- und heilig gehaltene Berliner Bühne wieder sähe?

Ich würde Ludwig Devrient, Pius Alexander und Amalie Wolff ... und so manchen und so manche Andere aus meiner »guten alten Zeit« schmerzlich vermissen — und dazu meine leichtherzige, begeisterte Jugend.

Rahel's »gute alte Zeit« war: als sie 15 — 20 — 25 Jahre zählte, das Berliner Theater das echt königlich glänzende Friedrich Wilhelms II. und der Lichtenau und allabendlich für jeden anständig Bekleideten frei Entrée war. Königliche Garde du Corps und reich galonirte Diener empfingen das Publikum zu einem Hoffest. Das Haus war brillant mit Wachskerzen erleuchtet. Statt der schmalen Bänke gab es in Logen und Parquet bequeme Stühle. »Alles war festlich, respektuös!« Der brillante Righini dirigierte seine Wunderopern — die Marchetti sang wie ein Engel und der Neapolitaner Vignano tanzte wie ein Gott. Friederike Unzelmann war in Oper, Tragödie, Schau-, Lust- und Singspiel die bezauberndste jugendliche Fee und die Schönheit Baranius empfing von dem prächtigen, heißblütigen Könige, mochte auch die Gräfin Lichtenau neben ihm in der Loge von Diamanten und Herrschsucht funkeln, die glühendsten Huldigungen. Die junge anmuthige Maximiliane Döbbelin sprach feck und kokett die wunderbarsten gereimten Prologe. Der jugendsprühende Mattausch war noch nicht »durch Tabakrauchen und verbürgertes, vernachlässigtes, unelegantes Leben außer der Bühne alt geworden« und hatte noch nicht »durch seine Körperschwere einen Wackel im Gange bekommen.« Und Fleck — der geliebte einzige Fleck! »Refüfirt! — schrie der Gott wie ein Engel. Und verblaßte, in Blick und Mienen. Göttlich!« — In der Rolle des Valberg.

Diese verwehte Zeit und diese dahingegangenen Künstler waren Rahel's Maßstab für die Bühne — meiner Zeit. Und dieser Maßstab machte sie nicht selten ungerecht gegen das neue Bühnenleben, weil es anders war, als das ihrer Jugend. Sie ließ nur die alte italienische Gesang- und Tanzschule gelten — und machte für den deutschen Gesang eigentlich nur eine einzige lobende Ausnahme. Und das war ein — junger liebenswürdiger Dilettant: Dr. Karl Grüneisen aus Stuttgart, später als Dichter, Kunsthistoriker und Oberhofprediger bekannt. Rahel enthielt sich im Sommer 1824 so sehr für den zweiundzwanzig-

jährigen Liedersänger ihres Salons, daß sie ihn durchaus zu ihrem Obergott Goethe nach Weimar senden wollte. »Thun Sie's ja! Bedenken Sie, was das heißt, daß Sie das Glück haben, zugleich mit Goethe zu leben. Bedenken Sie's ganz. Sie kommen ja nicht mit leeren Händen. Sie können ihm ja so schön deutsch vorsingen, wie es kein anderer Mensch vermag; lassen Sie den Mann dies nicht versäumen aus einer Bescheidenheit, die nur eine falsche sein kann. Folgen Sie einmal einer Freundin, die Sie nicht kennen, der Sie aber gewiß in dieser Angelegenheit trauten, wenn Sie sie kennten. Ich verstehe sehr viel Musik und Theater. Sie singen und sprechen die Worte vortrefflich; wie kein Anderer. Was wollen Sie dazu thun, noch sagen? Es ist eine Gabe!« — Und bald darauf schreibt sie an Ottilie von Goethe: »Dieser hübsche junge Mann sang so schön deutsch, wie ich es auf allen unsern Theatern nie hörte und überhaupt nie . . . Solche Art auszusprechen erahnte ich nicht einmal!«

Dagegen fanden unsere berühmtesten Berühmtheiten: Henriette Sontag, die Scheckner und Schröder-Devrient wenig Gnade vor Rachel's Ohren.

Von dem darstellenden Künstler verlangte Rachel: er muß Alt, Jung, Erhabenes, Komisches bunt unter einander spielen, denn Fleck und die Bethmann haben das gethan und — gekonnt. Gehet mir mit Eurem engen, scharf abgegränzten Rollenkreis. Da will der Eine nur schmachtende Liebhaber, der Andere nur Bösewichter, der Dritte nur edle Helden spielen! Der sicherste Weg: einseitig, manierirt zu werden. Ihr wißt heut zu Tage gar nicht mehr, was echte Menschendarstellung ist . . . »Das ganze Studium dieser Kunst besteht doch nur darin, auf's Pünktlichste zu wissen, was man nicht machen darf. Durchdrungen muß der Schauspieler vom ganzen Stück sein, jede Rolle, jede Zusammenstellung wissen und kennen; muß vom Himmel die Gabe haben, Zustände zu fassen und auszudrücken, das letztere ist eine rohere, äußerlichere und allgemeinere; wenn

er dann nicht thut, was er nicht darf, — und diese prohibirenden Gesetze aus allen Gegenden des Reichthums gebenden Geistes zusammen hat, — und sich freies Spiel läßt, so werden wir Gutes haben!»

An Sophie Schröder tadelte Rachel einst: daß sie als Fürstin in »Elise Valberg« beim Eintritt in die Gemächer des Fürsten nicht mal Handschuhe in der Hand hielt! — Sie konnte eben nicht vergessen, wie elegant und überprächtigt gekleidet Friederike Ungelmann diese und andere Fürstinnen spielte.

Nach meinem Gefühl zeigt man auf der Bühne überhaupt zu viel Ziegenleder. Man sollte nur dort Handschuhe tragen, wo man sie nach Gewohnheit und feiner Sitte auch sonst im Leben trägt; nicht, wenn man aus einem Zimmer des eigenen Hauses in das andere geht. — Jeder Glacehandschuh verdirbt die bedeutsamste Geste der schönsten Hand. —

Dann sprach Rachel auch enthusiastisch von Talma, Raucourt, Fleury, der Mars und Georges, die sie in Paris gesehen hatte.

Von Talma und Napoleon erzählte sie eine hübsche Anekdote, obgleich sie sonst den Korsen mit dem gleichen Enthusiasmus haßte, wie Jffland.

Talma hatte in St. Cloud zum ersten Mal Racine's »Neron« gespielt. Am nächsten Morgen ließ der Kaiser ihn zu sich kommen. Strahlend im Vorgefühl des erwarteten Lobes steht der eitle Künstler zwischen den Prinzen, Gesandten und Ministern im Empfangsaal. Da tritt Napoleon aus seinem Kabinet heraus und geht sogleich auf Talma zu, mit den Worten: »Sie haben den Nero gestern abscheulich gespielt! Ihr Komödianten glaubt immer, ein Kaiser sei nie Mensch, nie natürlich, müsse immer auf dem Rothurn einherschreiten. Unsinn! Ist Nero auch bei seiner Mutter der stolze, bombastische Kaiser? Lesen Sie Sueton — und mit Verstand Ihren Racine. Sagt der Dichter nicht deutlich genug:

Neron commence à ne plus se contraindre!

Seiner Mutter gegenüber ist Nero nur der unkindliche Sohn, der ihrer Herrschaft überdrüssig ist und in sich das Zeug hat, sie mit kaltem Blut ermorden zu lassen . . . Morgen will ich den Nero von Ihnen noch ein Mal sehn!« — Und Talma spielte am andern Abend den Nero in der Scene mit seiner Mutter mit jener göttlichen nichtswürdigen Familiarität und impertinenten Schlingelhastigkeit, wie ich den Engel in dieser Rolle selber sah und wie er den Römer-Kaiser noch heute spielt, himmlisch! — da Frankreichs Nero schon lange auf seiner Felsen-Insel modert! —

Der »alten« Theaterenthusiastin Rahel werden wir später bei dem reizenden kleinen Künstlerkaffee in dem hochgegiebelten Vogelstübchen der guten Mutter Krickeberg wieder begegnen.

Zu meiner Zeit ging Rahel nur noch selten in's Theater. Sie war kränklich, müde — körper- und theatermüde. Nur wenn ihre langjährigen Freundinnen: Sophie Schröder und Auguste Brede, — oder an sie empfohlene Künstler und Künstlerinnen, wie Esslair, Wilhelmine Schröder-Devrient, Sabine Heinefetter, Rannette Schechner, Fanny Elsler gastirten — oder vielbesprochene glänzende Sterne neu aufstrahlten, wie Henriette Sontag und Marie Taglioni, — oder wenn neue Stücke ihrer literarischen Freunde gegeben wurden: — dann erschien die kleine lebhaftige Frau im Theater, gewöhnlich in der Loge eines ihrer vielen Freunde und ihre Locken, ihre Periquette, ihr Opernglas waren in blickartiger beständiger Bewegung.

Aber regelmäßig, wenn sie nicht todtkrank war, besuchte Rahel im höchsten Puz das Schauspiel- oder Opernhaus am 3. August — dem Geburtstage Friedrich Wilhelm des Dritten — zu Ehren ihres geliebten Königs!

Rahel war stolz darauf, eine glühende Patriotin und liebevolle Anhängerin ihres Königs zu sein. Sie schreibt: »Ein König, unter dem wir leben, ist gradezu ein Blutsverwandter!« — Mit welchem Enthusiasmus erzählte sie kleine Charakterzüge von der armen, edlen, engelschönen Königin Louise und von

Friedrich Wilhelm dem Guten und Gerechten aus den thränenreichsten Tagen Preußens und ihres eigenen Lebens — und auch noch aus meinen Tagen!

So schreibt sie — um ihre eigenen charakteristischen Worte zu gebrauchen — am 4. März 1829:

» — Was man jetzt von unserem Könige für himmlische Geschichten hat! Und keine kommt — für die Fremden; wir Alle wissen sie; und wissen sie auch im voraus — in ein Blatt! Will es der König nicht? Höre die englischste! Des berühmten Sanssouci-Müller jetziger Nachkommenbesitzer dieser Mühle ist in der größten Detresse und hat mehrere tausend Thaler Schulden. Er redet den König an und stottert und fleht, Majestät möchte ihn von Verzweiflung retten, seinen Kindern aus der Noth helfen und die Gnade haben, die Mühle zu kaufen! — Der König sagt: Das geht nicht! — Der Müller kommt schriftlich ein und gibt noch nähere Details über seine Lage. Er bekommt den schriftlichen Bescheid abseiten des Königs: Diese Mühle hätte Friedrich II., sein hoher Abnherr, schon nicht haben können, und er selbst könne sie auch nicht kaufen, weil sie der Geschichte gehöre; aus seiner Noth wolle er ihm aber helfen, damit er in seiner Mühle bleiben könne; und schickte ihm dazu die nöthige Geldsumme. He!? Gestern, als bei meiner Abendgesellschaft die Rede davon war, sagte ich, was Du auch wissen sollst: Als unser großer Friedrich so schön die Mühle aufgab, mußte man glauben, Schöneres könne nun mit dieser Mühle nicht vorgehn: nun aber müssen wir glauben, jeder künftige König könne eben so etwas Unerwartetes, wie er Neues, aus dem Herzen erfinden. Ich weine.

Höre noch eine liebenswürdige Anekdote! Nach Beendigung der königlichen Tafel ertappt ein Tafelauffeher — den Titel weiß ich nicht: Fourier? — einen Lakaien, der eine Flasche Burgunder vor dem Kopf hat und sie einflucken läßt und sich aus Schreck ganz begießt; der Mann will sich etwas zeigen und

beginnt einen zu starken und überlauten, schimpfenden Lärm; »gleich wegzagen«, »unerhört« u. s. w. Längere Zeit hört der König den Lärm, als es aber gar nicht aufhören will und nur immer stärker wird, tritt er in's Tafelzimmer, der Sakai will zu Füßen fallen, der Unerbittliche erzählt Alles, und: — »Livree zu Grunde richten!« — »Nicht unglücklich machen!« — sagt der König; und lächelt noch hinzu: »Ein ander Mal weißen Wein trinken!« Händeküssen!

Ein Fähnrich aus fremder Garnison, den der König, in (der Oper: Stumme von) Portici, glaub ich, mit einem Offizierrock und wider Anbefehl aufgeknöpft sah, veranlaßte ihn, hinüber zu schicken und nach seinem Namen fragen zu lassen. Der arme Knabe ließ sich das nicht zwei Mal sagen: und — reißt aus! Unser König bemerkt, daß er fehlt und erfährt, daß er auch nicht nach hinten getreten ist. Aus der Kommandantenliste erfährt der König Garnison und Regiment und Wohnung: läßt ihm sagen, bis zur nächsten Vorstellung der Oper zu bleiben, wozu er ein Billet erhält; der Fähnrich antwortet, den Urlaub habe er nicht. Majestät gibt ihm einen; nun hat er auch kein Geld zu bleiben: der gute liebe König läßt ihm so viel verabreichen. Und das Kind sieht die Oper. Und wir: Bravo! bravo! den Accent auf der letzten Silbe, wie in Paris, damit man's bis dorthin hört!«

Und am 24. März:

»Unser König begegnet vor ein Paar Tagen einem Mann im Thiergarten, steht vor ihm still: »Ich kenne Sie! Wie heißen Sie?« — Ja, Ew. Majestät! ich heiße S. aus Königsberg. — »Ganz recht, da wohnt ich bei Ihnen!« — Kurz, es war grade den Abend französisch Theater, Ballet und Ball im kleinen Palais; der König lud den Mann mit Frau, Tochter und einer Verwandtin ein. »Sie werden abgeholt werden!« Er wurde es. Frau von Kotta, der ich die Geschichte erzählte, wußte endlich, wer die Leute mit der sehr hübschen, anständig

einfach gekleideten Tochter waren, sie hätte sie dort gesehen. Größte Distinktion. Bravo König! Auch der Griechen Gastfreundschaft bringst Du wieder in's Leben. Herrlich König!« —

Auch ich, die ich an jenem Abend im Palais mitwirkte, entsinne mich sehr gut jener Anekdote und der Königsberger Familie, mit der König und Prinzen und Prinzessinnen wiederholt auf's Freundlichste sprachen und sich sichtbar bemühten, es den guten einfachen Bürgerleuten in der glänzenden Umgebung behaglich zu machen.

Und an wen schrieb die gute Rachel diese kleinen Königsgeschichten und ihren großen Königsenthusiasmus?

An ihren Gatten, den königlichen Legationsrath Karl August Varnhagen von Ense, der damals auf einer »sehr ehrenvollen Mission« in kurfürstlich-hessischen Familienangelegenheiten in Kassel abwesend war.

Mit welchem Mephistopheles-Lächeln muß dieser Mann die begeistertsten Königshistorien seiner vor Rührung und Entzücken weinenden Rachel gelesen haben — wenn er zwischen den Zeilen an die dicken, sauber geschriebenen Tagebuchhefte daheim in der heimlichen Schieblade dachte — und wie so andere — ja himmel- und höllenweit andere Histörchen er darin von dem lieben guten König erzählte, der dem diplomatischen Ehrgeize des Herrn von Varnhagen so wenig traute . . .

»Die Raß', die lachte den Bauch sich rund,

Ja, ja!

Dem Schatz, den ich erkoren,

Dem zieh ich's Fell über die Ohren,

Ja, ja! — Raßennatur!

Schlafe, mein Mäuschen, schlafe Du nur!«

— singt der gute ehrliche Chamisso.

Ja, ja, Raßennatur! Schleichende Sammtpfötchen mit heimlichen schärfsten Krallen.

Rahel konnte ehrliche Herzensthänen weinen. Barnhagen hatte ein ewiges glattes Lächeln im Gesicht . . . Daß Einem dabei immer Hamlet's Wort einfallen muß:

»Schreibtäfel her! Ich muß mir's niederschreiben,
Daß Einer lächeln kann und immer lächeln,
Und doch«

Ragennatur! Wie die grauen matten Augen hinter den Brillengläsern aufglitzerten, wenn da am Theetische ein neues Skandälchen erzählt wurde . . . während Herrn von Barnhagens geschickte Scheere aus schwarzem Glanzpapier die niedrigsten Deckslein und Nesselchen und Ballettänzerinnen schnitzelte . . . »Schreibtäfel her! Ich muß mir's niederschreiben . . .« Es war die eitle Vorfreude, die aus diesen Augen funkelte — über den riesigen Skandal, den dereinst »Barnhagens hinterlassene Tagebücher« machen würden . . .

Eitelkeit! Geschmeichelte oder — gekränkte Eitelkeit war die Triebfeder, die Barnhagen regierte: im Denken, Handeln, Sprechen und Schreiben! Aus Eitelkeit spielte er den freisinnigen Volksmann — noch lieber aber doch den vornehmen Herrn, mit seinen lieben guten Freunden, dem Fürsten K. und der Excellenz D. und dem berühmten Gelehrten Z. kokettirend. Ja, nur aus Eitelkeit konnte er »Rahel's Mann« geworden sein. Eitel wie der weibische August Wilhelm von Schlegel, als dieser der dienende Schleppträger der männlichen Frau von Staël wurde.

Der berühmte Orientalist Freiherr von Hammer-Purgstall, den ich während meiner Gastspiele in Wien kennen lernte und in dessen gastlichem Hause ich Rahel's hinterlassenen Gatten wiedersah, — dieser geistvolle, milde Mann pflegte von Barnhagen zu sagen: »Er hat nie die drei kleinen Worte ausgesprochen: — Ich irrte mich!«

Mit Rahel hatten die Mutter und ich viele innige Berührungspunkte des Herzens. Mit Herrn von Barnhagen nur

einen einzigen: er hatte zugleich mit meinem armen Vater die Schlacht von Aspern mitgemacht. —

Ich spreche hier nicht über den berühmten Schriftsteller und Stilkünstler Barnhagen. Das ist nicht Sache einer un- gelehrten Frau. Aber über den Menschen Barnhagen darf auch sie ein Urtheil haben. Das ist Herzens- und Gewissenssache. «

»Biele interessante und berühmte Leute sah ich in Rahel's Salon an mir vorübergleiten, ohne Allen persönlich näher zu treten. So sind manche von diesen Persönlichkeiten auch in meiner Erinnerung zu Schatten verblichen, wie sie die Laterna Magika bunt und schwankend im verdunkelten Zimmer an die Wand wirft.

Alexander von Humboldt, hoch und schlank, elegant und beweglich wie ein Franzose, tauchte oft plötzlich — blickartig — ein aufregendes Irrlicht an Rahel's Theetisch auf, knusperte ein Paar geröstete Kastanien oder Biscuits, sagte Rahel, Henriette Herz und Bettina im Fluge die niedrigsten Schmeicheleien, plätscherte wie ein Salon-Springbrunnen von kölnischem Wasser die zierlichsten und pikantesten Hof- und Stadtneuigkeiten in das Tassenklirren hinein, plauderte mit Herrn von Barnhagen noch zwei Minuten in der Fensterische — Stoff für die Tagebücher — und war verschwunden — wieder wie ein Irrlicht.

Der berühmte Gelehrte und Reisende hielt im Winter 1827—28 in der Berliner Singakademie Vorlesungen über »Psychische Erd- und Weltbeschreibung« — für ein recht buntes Publikum. Damen waren am zahlreichsten vertreten und auf Wunsch der Mutter, der ich nie genug lernen konnte, ging auch ich hin, so oft ich nicht im Theater beschäftigt war. Ge- lernt habe ich aber spottwenig von diesen gelehrten Dingen, so sehr ich auch meinen armen Kopf anstrengte. Zu meinem Trost

und zu meiner Erholung sah ich mir zwischendurch die Gesichter der anderen Zuhörerinnen an. Die schauten auch nicht drein, als ob sie mehr kapirten. Und das war wirklich eine kleine Genugthuung. — Daß Humboldt von seinen Zuhörerinnen auch nicht sonderlich viel erwartete und verlangte, beweist eins seiner vielen geflügelten — sarkastischen Worte, die schnell in Berlin courfirten.

Der Prinz August hatte ihn gefragt, ob er denn glaube, daß die so zahlreichen Zuhörerinnen seinen gelehrten Vorlesungen mit Nutzen zu folgen vermöchten?

Und Humboldt hatte lächelnd geantwortet: »Das ist ja aber auch gar nicht nöthig; wenn sie nur kommen, damit thun sie ja schon alles Mögliche!«

Humboldt, der verpariferte Salonmann, liebte seine Vaterstadt Berlin nicht und dachte ziemlich gering von den Berlinern. Ihm war Berlin »langweilig und drückend, eine intellektuell verödete, kleine, unliterarische und dazu überhämische Stadt, wo man monatelang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbilde mütter Einbildungskraft nagt!«

Mein geliebtes altes Berlin!

Seine königliche Kammerherrn-Uniform war dem Gelehrten eine »lächerliche Kleidung« und seine Hofstellung die langweiligste, unausstehlichste . . . Warum aber trug er denn beide länger als ein halbes Jahrhundert? Doch nicht nur wegen der 5000 Thaler Kammerherrn-Gehalt? Oder aus höfischer Eitelkeit? Beides wäre gleich traurig für unseren größten Weltgelehrten.

Humboldt's schärfster und geistreichster Gegner bei Hofe war Friedrich von Ancillon, der frühere Erzieher des Kronprinzen und spätere Staatsminister. Er nannte den Alles wissenden, geschmeidigen Kammerherrn witzig: die encyclopädische Kage!

Ein heiteres Aufsehn machte es, als Humboldt der großen Naturforscher-Versammlung im Berliner Schauspielhause einen

glänzenden Thee mit Damen gab. Ich konnte von einer Gallerie einen Blick auf dies bunt wogende, fröhlich lärmende Bild niederwerfen. Da war Humboldt so recht in seinem Element: wie mit Zaubergeschwindigkeit durch den Saal irrlichterirend, bald hier, bald dort an einem Theetischchen auftauchend, mit einer flüchtigen Causerie, einer Schmeichelei, einem Wisz — und husch! husch! weiter!

Humboldt's älteste Freundin in Rahel's Salon war die Hofrätthin Herz — die einst hoch- und weiterberühmteste Schönheit Berlins. Als ich sie sah, war sie schon über sechzig Jahr alt, — aber noch immer eine anmuthvolle königliche Erscheinung mit silbergrauen Locken, den wunderschönsten siegenden dunklen Augen und einem liebreizenden Lächeln. Dabei milde und in der Unterhaltung zurückhaltend; hierin der stärkste Kontrast zu der sprudelnden Rahel und dem närrischen Zaunkönig Bettina. Aber was Henriette Herz sagte, hatte Charakter, Geist, Klarheit und war immer wohlthuend. Als ich sie nur ein Mal gesehen hatte, begriff ich sogleich die langjährige Herzensfreundschaft Schleiermachers zu der schönen Jüdin. Der kleine verwachsene Pastor an der Dreifaltigkeitskirche mit den seelenvollen Augen und dem herzensewarmen Munde, mein und der Mutter verehrter Beichtvater und auch in schwierig weltlichen Fragen unser milder Gewissensrath, liebte in Henriette Herz nicht die berauschte Frauenschönheit, — nur den schönen, klaren, großen Menschen, zu dem er nothwendig »Du« sagen mußte. — Ebenso begreiflich aber war mir, daß der siebenzehnjährige Ludwig Börne die um volle zweiundzwanzig Jahre ältere Henriette Herz bis zum Wahnsinn — ja bis zum projektirten Rattengift unglücklich lieben konnte, und daß der Staatsminister Graf Dohna-Schlobitten aller gesellschaftlichen und höfischen Vorurtheile nicht achtete und der Witwe des jüdischen Arztes Markus Herz Hand und Namen bot. Sie aber dankte ihm herzlich für Beides und — blieb Henriette Herz und Schleiermachers geistige Freundin. — Alexander und Wilhelm von Humboldt vergaßen

nie, daß Henriette Herz das erste schönheitstrahlende edle Frauen-Ideal ihrer Jünglingsjahre gewesen war. Die reizendste Frau Berlins hatte sie die ebräische Schrift gelehrt, in derselben mit den jungen Söhnen von »Schloß Langweil« (Tegel bei Berlin) korrespondirt und mit ihnen die neumodische Menuet à la Reine geübt und getanzt. Die beiden berühmten Humboldt blieben der alternden Freundin in zarten Huldigungen treu.

Welch ein Kontrast zu dieser schönen klaren hoheitsvollen Frau war — Bettina! Mit Rahel dagegen hatte Frau von Arnim sehr viel Aehnliches, ja Gemeinsames: das Sprunghafte, Wirblice, Flatterhafte, Funkenprühende, Feuerwerkartige, Explodirende, Enthusiastische, Excentrische, Elektrisirende, Kokett-Geistreiche, Jungherzig-Frische und Erfrischende — — und auch das gute, ehrliche, menschenfreundliche Herz und die unermülich hülfreiche, wohlthätige Hand. In schnell aufflammendem Mitgefühl für Nothleidende und Unterdrückte konnte Bettina eben so ehrliche Herzensthänen weinen, wie Rahel, eben so mitleidig klagen und zornvoll anklagen — aber auch ebenso geschäftig für die Unglücklichen laufen, schreiben, bitten, betteln, schier gewaltsam exekutiren, das Beste und das Letzte hingeben und in den Hütten der Armen und Kranken selber die helfende und pflegende Hand anlegen.

Auch hatte Bettina dasselbe liebeglühende und liebefehlende Herz, wie Rahel — und dasselbe Unglück in der Liebe. Das Herz des schon recht anständig erwachsenen »Kindes« Bettina flammte und flackerte lichterloh — daß es rings umher einen glührothen Schein und weit, weit das größte staunende Aufsehn gab — für Zeus-Goethe in Weimar . . . mochte der auch schon ihre Großmutter Sophie verehrt und ihre Mutter Maximiliane Laroche geliebt haben. Das Kind Bettina schaukelte sich und gaukelte liebeathmend auf den Knien des Olympiers, — und wenn der es auch noch so oft und zuletzt recht unsanft und immer unsanfter auf die Erde setzte — immer wieder kletterte der reizende Wildfang hinauf und schmiegte sich an

das große göttliche Herz und that wohl gar, als schliefe es dort sanft ein, wie ein unschuldig Kind auf der Mutter Schooß . . . Endlich aber verlor der Weimarische Jupiter, der mit den Jahren in Herzenssachen recht sehr vernünftig und bedächtig geworden war und seine häusliche Ungenirtheit über Alles liebte, doch seine olympische Ruhe und er setzte das immer zudringlicher liebende Kind von seinen Knien gar — vor die Thür des gelben Ministerhauses auf dem Frauenplan und gebot seiner lieben Frau Christiane, die unbequeme Frau von Arnim nie wieder hineinzulassen. Das war der Frau Christiane nur eine Wonne, denn sie haßte den verliebten »Uff!«, der ihr so oft schnippisch und hochmüthig begegnet war und ihr am Ende wohl gar ihren lieben Geheimenrath abspenstig machen wollte, von ganzem Herzen und wie Cerberus hielt sie an der Thür Wache und wies der armen Bettina die Zähne und — wohl gar den Besen.

Das Kind weinte bitterlich und liebte den Weimarischen Olympier in alter Glut von ferne weiter. Da es sich nicht mehr auf seinen Knien schaukeln durfte, schaukelte es sich fortan auf seiner — Berühmtheit.

Darin waren Rahel und Bettina sich wieder gleich: in dem schier abgöttischen Goethe-Kultus! Ihr Theetisch war der Altar, an dem sie als begeisterte Hohepriesterinnen ihrem Obergott allabendlich opferten. Daß dabei für die Priesterinnen gelegentlich von den Sekatomben ein fetter Bissen abfiel, war selbstverständlich, — geheiligt durch den priesterlichen Ufus der geliebten klassischen Götterzeit der Griechen.

Als Achim von Arnim todt und Goethe kaum begraben war, klettete sich Bettina's sehnedes Herz flugs an den berühmten »Verstorbenen« — bis das eitle Ich des Fürsten Pückler-Muskau des Weihrauchs, der Brieffschreiberei, des Liebespielens und der ganzen armen kleinen Bettina müde war — und ihr in brüsquester Weise die Thür von Muskau wies. Daß aber dieser frivolste aller frivolen Ichlinge das große sehnedende Herz der armen Bettina in ihren Briefen noch nach des

eitelsten Mannes Tode prostituirte, — diese Niederträchtigkeit hat Bettina nicht verdient.

Noch ein Mal kam eine große Leidenschaft über die alternde Bettina. Sie war schon zweiundsechzig Jahr, als sie ihr wunderbares Buch: »Ilius Pamphilus und die Ambrosia« schrieb. Die alte Ambrosia-Bettina küßt dem jungen Ilius Pamphilus-Nathusius liebeselig die Locken, die Augen, den Mund, das Herz, die Hände und die Füße . . . und verlegen, hölzern steht der um volle dreißig Jahr jüngere Ilius Pamphilus dabei und läßt Kuß, Liebe, Ambrosia geduldig ungeduldig über sich ergehen.

Bettina selber hat wohl nur eine einzige heiße, dauernde Liebe eingefloßt. Aber es war die sturmbrausende — titanenhafte Liebe eines Ludwig van Beethoven. Seine letzte! Er liebte das reizende neckische originelle Kind von fünfundzwanzig Jahren vom ersten Sehen in Wien (1810) an — bis an seinen Tod. Diese Liebe begeisterte ihn zu neuen unsterblichen Kompositionen. Er hätte wohl gar den »dummen Streich« begangen und Bettina geheirathet, wenn sie ihn hätte haben wollen. Aber er war ihr doch zu taub, zu grillenhaft, zu »wüßcht« — und sie heirathete gleich nach der Heimkehr aus dem Stegreif ihres Bruders Clemens Freund: Achim von Arnim.

Als ich Bettina bei Rahel kennen lernte, war sie schon vierzig Jahr, aber noch eine anmuthige Erscheinung voll Jugendlichkeit, Leben und Grazie. Sie war klein, zierlich und hatte in ihrem Aussehn und in ihrer wirbelnden Beweglichkeit etwas Knabenhaftes. Dazu stimmten ihre kurzen dunklen Locken, die das Köpfschen frei umflatterten, ihre blanken großen italienischen Augen und starken Augenbrauen, ihr dunkles einfaches Kleid mit dem altdeutschen weißen Klappkragen, ihre naive Kindlichkeit und ihre kecken jungenhaften Manieren. Sie hüpfte trällernd durchs Zimmer, spielte mit einem Apfel Fangeball, voltigirte kühnlich über einen Sessel, versteckte meiner Mutter das Strickzeug, warf mich beim Thee mit Brodkügelchen und

machte einen Heidenlärm. — Ludwig Tieck erzählte mir später in Dresden: Bettina, schon lange verheirathet, saß bei mir wie ein Junge auf der Sopha-Seitenlehne und wenn Leute zu mir kamen, glitt sie gleich einem lachenden Kobold geschwind hinter die Lehne hinab, knabberte und piepste dort in der heimlichen Ecke wie ein Mäuschen und schalt nachher, wenn wir wieder allein waren, in ihrem geliebten Frankfurter Dialekt: »Lafsch doch die dumme, wüschte Mensche nich immer herein, wenn die Bettine da isch. Ich hab Dich lieb — lieber als sie Alle!«

Der ganze Eindruck war fremdartig, halb Puck, halb Sylphe. Man konnte sich lebhaft denken, daß Bettina in ihrer Jugend bei der Frau Rath und bei Goethe das Kind »Mignon« reizend spielte, ja daß sie sogar mit Grazie kindlich und kindisch unartig sein konnte, — nach ihrem Motto:

Ich bin so froh und heiter,
Meine Stimmung ist so rein,
Und wenn ich einen Fehler beging
So kann es keiner sein!

Bei der vierzigjährigen Frau aber erschien für schärfere Augen und Ohren diese ewige Kindlichkeit und vordringliche Naivetät doch etwas forcirt, ja kokett — und man begriff Rüchert's Spottwort:

Bettina macht mir Angst
Und Rahel macht mir bange . . .

Den Hauptunterschied zwischen Rahel und Bettina, die so viel Aehnliches und Gemeinsames hatten, versuche ich in den Worten auszudrücken: Bettina war ganz ewig gährende Poesie, die mit dem Klärungsprozeß nie völlig fertig wird und immer am Gefäß haftet, — Rahel ganz ewig gährende klärende Philosophie voll größter Selbständigkeit, im Leben und Denken.

Rahel selber urtheilt über die Bettina meiner Berliner Tage: »Frau von Arnim ist von allen, die ich kannte, die geistreichste Frau. Man möchte sagen: ihr Geist hat die meisten

Wendungen. Ihr Geist hat sie, nicht sie ihn. Was wir Ich nennen können, ist nur der Zusammenhang unserer Gaben, und die Regierung derselben, die Direktion darüber. So wie Frau von Kalb jeden Gesichtskreis als solchen verlassen und in der Gewißheit, einen neuen zu finden, freudig sein kann; so leuchtet, oder blizt wenigstens bei Frau von Arnim Mißvergnügen gegen das eben gefundene hervor und dieses spornet sie an, um jeden Preis Neues hervorzufinden; — dies Verfahren aber kann nicht immer ohne Störung vorgehen.

Jetzt folgt eine Reihe mehr oder weniger nebelhafter Schattenbilder der Erinnerung, die ich der geistigen Verbindung wegen hier aber doch nicht fehlen lassen möchte.

Von Achim von Arnim weiß ich nur, daß er mir neben seiner Gattin furchtbar ernsthaft, still und ehrbar vorkam.

Clemens Brentano sah ich nur ein Mal flüchtig. Ich fand ihn wunderbarlich und für meine Heiterkeit gar zu weinerlich. Man sagte und lachte: er hat mal wieder mystische Kloster-schmerzen, wie andere Leute — Migräne! Er redet immer davon: nur hinter katholischen Klostermauern wohnt der wahre Friede! — aber er findet doch: draußen lebt sich's angenehmer und lustiger.

Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, der Dichter des »Zauberring« und der »Undine« lebte die Wintermonate in Berlin, den Sommer in Remhausen. Eine schöne milde ritterliche Erscheinung, wohlwollend, wahr, treu und echt vornehm-bieder. Die Jugendfreundschaft mit Barnhagen war stark gelockert, seit Fouqué — »fromm« geworden war. Besser harmonirte Barnhagen mit der noch immer lebenslustigen geistvollen Baronin Karoline, die auch Romane schrieb und deren stürmische Jugend noch pikantere Romane lebte.

Auch der poetische Kriminalrath Eduard H zig, der Präsident der literarischen »Mittwochgesellschaft« und hülfreiche Freund aller Poeten und Poetinnen, war Herrn von Barnhagen »zu fromm« geworden, seit er sich hatte taufen lassen.

Grade bei meiner Ankunft in Berlin machten Hitzigs Bücher über seine verstorbenen Freunde: Zacharias Werner und C. F. A. Hoffmann großes Aufsehn. Recht begreifen konnt' ich aber nie, wie Eduard Hitzig die unglückliche Liebe der armen Fanny Tarnow, der glühenden Romanschriftstellerin, zu sein vermochte. Und doch soll sie ihm gegenüber ziemlich stark — Bettina gewesen sein. Aber auch der kühle Kriminalrath hatte seine energische Christiane: — die praktische Tante Lotte, die Freundin seiner verstorbenen Gattin, die Erzieherin seiner schönen Kinder und unerbittliche Wächterin am Eingange zu seinem Herzen und zu seinem angenehmen Hause.

Adalbert von Chamisso war keine Salonfigur. In Haltung und Kleidung vernachlässigt, schweigsam bis zum Mürri-schen, machte er anfangs wohl den Eindruck eines armen Hypochonders. Aber wenn ein Funke des Gesprächs zündend in seine Seele fiel, wenn sein reines graublaues Auge aufleuchtete, sein gutes mildes Gesicht, edel und hager, von langen silbernen Locken umzittert, sich röthete, sein anmuthiger Mund beredt wurde — — dann war Chamisso unbeschreiblich lebenswürdig, wie man sich den Dichter so viel reizender, herzenswarmer wieder dachte.

Professor Eduard Gans, noch in den Zwanzigen, war eine auffallende, in gewissem Sinne: schöne Persönlichkeit. Sohn eines reichen jüdischen Banquiers, der durch den Tod des stark verschuldeten Prinzen Louis Ferdinand fünfzig tausend Thaler ohne große Schmerzen verlieren konnte, hatte er ganz seiner juristischen und philosophischen Ausbildung gelebt und sich dazu auf großen Reisen eine vielseitige Weltbildung erworben. Mit siebenundzwanzig Jahren schon Professor an der Berliner Universität geworden, schrieb er zu seiner Erholung geistesscharfe Kritiken über Litteratur und Theater — (auch ich kleines Subjekt diente seiner philosophischen Feder zuweilen als Objekt) — und redete allabendlich sich und etliche Salons schier zu Tode. Die beweglichste und schneidigste Zunge, die mir je

vorgekommen ist. Dabei konnte der Athem der gedruckenen starken Figur kaum mitkommen, das runde Gesicht wurde beängstigend roth, die orientalischen Augen starrten weit offen und das krause schwarze Haar erhob sich förmlich vor unseren Augen. Rahel, Barnhagen und Ludwig Robert patronisirten den jungen Freigeist und Feuerkopf sehr. «

» Zum Schluß noch zwei Porträts aus Rahel's Kreise, die wieder klarer, lebendiger vor meinem rückblickenden Auge auftauchen: Ludwig und Friederike Robert! Fast gleichzeitig mit meinem Abgange vom Königstädter Theater hatten Beide Berlin verlassen und zwei Jahre in Paris und Karlsruhe gelebt. Ich war natürlich nicht wenig gespannt auf die persönliche Bekanntschaft meines geistvollen, freundlichsten Kritikus im »Morgenblatt«. Endlich sollte ich ihm bei Rahel begegnen, konnte ich ihm danken.

Ludwig Robert war keine so sonnige, lebensfrische Natur, wie Schwester Rahel. Eine schwächliche, fast dürftige Gestalt, blaß, kränklich, ernst, ja finster, mit scharfen jüdischen Zügen trat mir entgegen. Ihm fehlte des Lebens Sonne: fröhlicher dauernder Erfolg — in der Welt und auf den Brettern! Dazu hatte ihn das unsterbliche, fluchwürdige Hepp! Hepp! sein Leben lang geheßt, bis er fast zum Menschenhasser geworden war.

Und doch war Ludwig Robert ein echter Dichter, ein edler wahrer Mensch. Rahel nannte ihn ihren Lieblingsbruder — ihren Religionsbruder.

Ihr Vater war der reiche Juwelenhändler Markus Lewin; Rahel 1771, Ludwig 1778 in Berlin geboren. Nach des strengen und orthodoxen Vaters Tode verließ Ludwig den Kaufmannsstand und den Glauben seiner Väter, viel früher als Rahel. Er nahm den Namen Ludwig Robert Tornow an. In dem geistreichen Kreise, der sich um seine Schwester bildete, erkannte er seinen Dichterberuf. Mit Chamisso, Hitzig, Franz

Theremin, Wilhelm Neumann und Barnhagen stiftete er 1803 den poetischen »Nordsternbund«. Bald darauf brachte er »Die Ueberbildeten«, eine moderne Nachbildung von Moliere's »Précieuses ridicules« auf die Berliner Bühne — mit Seitenhieben gegen die neue Schlegelsche Schule. Das Stück gefiel. Der einundzwanzigjährige Dichter träumte himmelstürmende Poetenträume . . . Träume!

Iffland war kein sonderlicher Freund von witzig-satirischen Theaterstücken. Er liebte mehr das hausbacken Bürgerliche. Er ließ Ludwig Robert, dessen Talent gerade im Witz und in der Satire am brilliantesten sprudelte, bald ganz fallen. Der junge Dichter haßte Iffland sein Leben lang kaum weniger, als Rachel. Seine Bitterkeit spritzte er in Epigrammen aus, wie:

»Talent hieß einst in alter Zeit,
Von Gott verlieh'ne Fähigkeit.
Drauf ward Talent
Ein Kompliment,
Und das verlangt heut Jedermann,
Der schmieren oder klimpern kann.«

Seine »Kämpfe der Zeit« — glühende Freiheitslieder, einem reichen warmen Gemüth und der Trauer über Deutschlands Erniedrigung unter Napoleons Henkerhand entsprungen, erweckten rauschende Begeisterung — — um eben so schnell im wildflutenden Strome der Zeit unterzugehen und vergessen zu werden.

Gleichzeitig trafen den Dichter und den Menschen tief-schmerzliche, erschütternde und erbitternde Schläge — in dem »Juden«.

Seine ganze dramatische Kraft hatte er in dem Trauerspiel »Die Macht der Verhältnisse« niedergelegt. Es war ein Tendenzstück, ein Kampf gegen die Standes-Vorurtheile der vornehmen Gesellschaft. Aber gerade diese Gesellschaft war mächtig genug, das Stück des »frehen Juden« volle zehn Jahre lang von der Berliner Hofbühne fern zu halten. Erst

1825 wurde »Die Macht der Verhältnisse« in Berlin aufgeführt. Ich durfte zu meiner Freude vom ersten Abend an drin mitwirken. Darüber später ausführlich in dem Kapitel: »Ludwig Devrient«.

Und zu gleicher Zeit, als er an der »Macht der Verhältnisse« dichtete, liebte Ludwig Robert in Dresden eine herrlich schöne Frau — bis zum Wahnsinn. Sie war eine Kofette. Sie ließ sich die poetischen und goldenen Huldigungen des reichen jungen Mannes sehr wohl gefallen — — und gab dann lachend dem »Juden« den Laufpaß . . .

Wie tief verwundet — mit vergiftetem Pfeile — muß das arme Herz gewesen sein, aus dem in jenen Tagen das wehmüthig-bitterste aller Sonette quoll:

Wenn der ein Jud' ist, der im Mutterleibe
Verdammt schon war zu niederem Sklavenstande,
Der ohne Rechte lebt im Vaterlande,
Dem Pöbel, der mit Roth wirft, eine Scheibe;
Dem gar nichts hilft, was er auch thu und treibe,
Des Leidensfleck doch voll bleibt bis zum Rande:
Verachtungsvoll und schmachvoll und voll Schande?
Dann bin ich Jud' — und weiß auch, daß ich's bleibe.
Und wenn der Christ ist, der sich streng beleiht
Sein Erdentrenz in Demuth zu ertragen
Und die zu lieben, die ihn tödtlich hassen;
Glaubend, daß Alles, was sein Herz zerreiht,
Der Herr, um ihn zu prüfen, zugelassen?
— Dann bin ich Christ! das darf ich redlich sagen!

In Karlsruhe, wohin Ludwig Robert seiner Schwester Rahel 1816 gefolgt war, sollte der Arme endlich der Frau begegnen, die berufen war, für zehn Jahre die Sonne seines durchdüsterten Lebens zu werden. Aber erst nach langen, schweren Kämpfen. Denn sie war das Weib eines Andern — eines Unwürdigen!

Friederike Braun wuchs auf als Tochter eines armen, kinderreichen Schulmeisters zu Schwäbisch-Gmünd — das

schönste, lieblichste Mädchen im Schwabenlande, frisch wie eine Frühlingsblume, fröhlich wie ein Waldbögelein.

So fand sie der Italiener Primavesa. Entzückt von ihrer Schönheit, gab er sich als reicher Freiersmann . . . Welch ein Glück für das arme Mädchen! — dachten die Eltern. Friederike wurde sein Weib und folgte ihm nach Karlsruhe — in die elendeste, schmachvollste Ehe. Das waren die Tage, in denen ich als Kind anstaunend die wunderschöne, traurige Frau an mir vorübergehen sah . . . Dann traf ich sie häufig mit Ludwig Robert auf Spaziergängen — und meine kleinen Ohren hörten hin und wieder im Spielkränzchen der Mutter: wie die Karlsruher über dies Spazierengehn der Madame Primavesa mit dem Herrn Robert die Köpfe schüttelten . . . So vergingen Jahre. Inzwischen dichtete Ludwig Robert für unsern genialen Konzertmeister Friedrich Ernst Jesca, den berühmten Violinspieler und originellen Komponisten, den Text zu der Oper »Omar und Laïla«, in der ich später auf der Karlsruher Hofbühne mitwirkte . . . Endlich ging durch die Stadt das alarmirende Gerücht: der schändliche Primavesa hat seine schöne Frau an den Dichter Robert verkauft — für viele, viele Tausende . . .

Genug: Ludwig Robert heirathete 1822 die geschiedene Frau Primavesa — und sie liebte und verehrte ihn ihr Leben lang wie einen rettenden Gott. Er hatte für ihre Befreiung wirklich den größten Theil seines Vermögens geopfert — und jetzt fangen die Briefe mit ebräischer Schrift an, in denen die gute Rahel ihrem theuren »Religionsbruder« heimlich ihre Ersparnisse schickt, daß seine Frau von diesem neuen drückenden Opfer nichts erfährt. Und wie liebt Rahel die liebe schöne »Rike«, die ihren Bruder so glücklich macht!

Friederike Robert blüht in diesem neuen Glück wieder jugendfrisch und fröhlich auf. Ganz Berlin ist entzückt von der wunderschönen Schwäbin, die so »gesund und mit so weißen Zähnen« lacht, so reizend Hebels alemannische Gedichte vor-

trägt, selber so niedliche naive Gedichtchen macht und so vogelfrisch singt! Ihre Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigeit wird von den Poeten um die Wette besungen: von Fouqué, Achim von Arnim, dem jungen Russen Grassunder, dem dicken Breslauer Schall — und erst von Heine!

Heine ist 1823 in Berlin Rahel's und der Musen ungezogener Liebling. Er läßt sich von der »lieben guten kleinen Frau mit der großen Seele« — »der geistreichsten Frau des Universums« geduldig »hobeln«, widmet ihr heimlich seine Lieder und versucht sogar, ihr zu Liebe auch — Goethe zu lieben. Für Ludwig Robert hat er die wärmste Freundschaft und für die »schöne Rike« brennt er lichterloh. Er ist nicht nur der eifrigste Mitarbeiter an dem von ihr redigirten und bei einem Verwandten, dem Buchhändler Braun in Stuttgart, erscheinenden Almanach: »Rheinblüten« — er wirbt auch Immermann und andere Freunde dafür. Er schreibt über die schöne Robert: »Sie vereinigt in sich die Jokaste und die Julia, das Antikste und das Modernste« — und singt ihr den Sonnettenkranz:

Friederike.

Verlaß Berlin, mit seinem dicken Sande
Und dünnen Thee und überwiß'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegelschem Verstande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüten ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerschaaren nach dem Ganges schreiten,
Andächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor Dir nieder sinken,
Und Deine Füße drücken und Dir sagen:
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich Dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, Dich Gute, Keine,
Die mir das Herz mit heit'rer Lust erfüllt!

.....

»Ja, Du bist schön, Du schönste aller Frauen!« —

Ich sehe Friederike Robert noch vor mir in ihrer strahlenden, imposanten Schönheit, besonders an einem heiteren Gesellschaftsabend bei Hofrath Heun. Wir hatten nach Herzenslust mit einander geschwäbelt, Hebelsche Gedichte deklamirt, gesungen, gelacht und getanzt. Glühend vom Lachen und Tanzen machten wir mit einander Toilette zum Nachhausegehn. Wie war Friederike wunderwunderschön in ihrem purpurnen Atlascapuchon, mit der reinen weißen Stirn, den hervorquellenden nachtdunklen Locken, mit den leuchtenden großen schwarzen Augen und den glühenden Wangen! Dazu die königliche Figur!

Der alte galante Claren rief entzückt aus: »Rika, wie Juno!« — Dann bekam auch mein weißer Schwan-Capuchon sein Kompliment: — »und Hebe!«

Auf der Gemälde-Ausstellung 1826 erregte Friederike Roberts Bild, von Eduard Magnus in Paris gemalt, das größte Aufsehn. Rahel schreibt darüber dem glücklichen Robert und zugleich für uns eine reizende Charakteristik der holden Frau: Ich war zum dritten Mal auf der Ausstellung — »um Riken's Bild zu sehn, wovon die ganze Stadt, jeder nach seiner Weise sprach; höre nun die meinige. Ein Maler, der eine so vollkommen schöne Person so ähnlich machen kann, reißt sich selber die Lorbeerzweige vom Baum, die man ihm flechten muß. Augen, Stirn, Haare, vortrefflich; Haltung, Miene! bei dieser bleib ich stehn. Wer solch vollkommenen Zügen die Miene abgewinnen kann, ist ein halber Künstler; wer sie wiedergeben kann, ein ganzer. Weil vollkommen schöne Gesichter beinah keine Miene machen können . . . Rike aber hat eine

Miene, die das Glück hat, ihr bestes Innere auszudrücken, es ist die Festhaltung mannigfacher Bewegung ihrer Gedanken und ihres Zumutheseins. Es ist der Moment, wenn sie etwa einer guten, hübschen, geehrten Frau vorgestellt wird, wo sie aufmerksam, klug und unschuldig ihren Gegner — der gegenübersteht — betrachtet, zugleich weiß, daß sie betrachtet wird und in kindischer Bescheidenheit ihr Bestes aus der Seele reicht, und doch fürchtet zu mißfallen, welches eine leichte menschenfreundliche Scham auf das schöne Gesicht führt: dann ist sie schön und äußerst hübsch; und diese schöne Miene, diesen herrlichen Ausdruck hat der glückliche Magnus mit seinen Augen abgeschöpft, mit den Kufshänden auf die Leinwand gebannt. Heil ihm! ... Sie hat noch einen Moment zum Malen: den, wenn sie sibyllenartig aussieht und mit keinem Menschen, keinem »Gegner« zu thun hat, ganz allein steht mit ihrem angeborenen Muth — von der besten Sorte — zornfertig, nur fertig, er könnte kommen, wenn er sollte — und allein mit der Natur, die sie wohl zu schauen und, ihrem Wesen nach, zu fassen weiß. . . . Mit der Nase aber hätte Magnus glücklicher verfahren können. . . . die schöne Nase muß er mir (trotz des darauf gehaltenen Schattens) zeigen. . . . Die Miene aber dieses Bildes ist so vortrefflich, daß ich's besitzen möchte, weil ich dadurch unsere Rike zehn Mal des Tages lieben würde. Wenn sie diese Miene macht, berührt sie gradezu mein Herz: diese Miene spricht um einen Beifall an, den der innerste Mensch nie versagt; weil der beste innre ihn fordert. Bravo Magnus! Schön gesehn, Stirne, Augen, Augenbrauen vortrefflich. Es hängt auch Lizians Geliebte oben, die sieht Riken sehr ähnlich: die hat mehr Fülle, mehr Weiches, aber weniger Geisterartiges. . . .

Glücklicher Robert! Und — doch nicht glücklich! Das Theater verbitterte ihn mehr und mehr. Seine fein satirischen Lustspiele: »Der Paradiesvogel« und »Cassius und Phantasus, arg romantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlung« — die alte Romantik und neumodische Schicksals-

tragödie scharf geißelnd, gingen an der großen Menge unverstanden und spurlos vorüber, machten ihrem Dichter aber in »höheren Sphären« viel Feinde. Darum wurde auch sein harmloses Scherzspiel »Staberl in höhern Sphären«, für das Robert der echte Berlinische Witz so reich zu Gebote stand, obgleich 1825 in der »Königstadt« anonym gegeben, doch von den gegen den »Juden« und Verfasser der »Macht der Verhältnisse« erbitterten Garde-Offizieren furchtbar zu Tode gepocht und gepöfien. Und mit dem mächtigen »Komödien-Schulze« lebte Robert schon seit Jahren in grimmem Federkriege.

Auch der schnelle Verfall der »Königstadt« verdüsterte ihn sehr. Denn welche Hoffnungen für einen neuen Frühling des deutschen Theaters und — für eine freundliche Erntezeit seines Talents hatte er auf dies »Volkstheater« gebaut!

Umsonst! Umsonst gelebt, gestrebt, gelitten, gekämpft!

Immer düsterer wurde es um ihn und in ihm. Nur im kleinen vertrauten Kreise an Rahel's Theatrische konnte er noch lachen — ohne Bitterkeit. — Dort habe ich ihn eines Abends — wie er mir selber mit feuchten, glänzenden Augen sagte — sehr beglückt. Ich sollte Etwas deklamiren — und ich sprach mit Komik eine komische Episode aus Ludwig Robert's »Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt«, an Ludwig Tieck gerichtet:

»Die edlen Freuden Berlinischen Thee's!

Vampen und Kerzen,	Ein Haufen Krähen
Brennende Lichter,	Mit weißen Kravatten.
Erloschene Herzen	Grüßendes Neigen,
Gemachte Gesichter.	Tonloses Summen,
Dort Federn und Spigen	Verlegenes Schweigen,
Und türkische Shawle,	Hochmuth's Verstummen.
Sind Damen, sie sitzen	Ein laulich Gebräue,
Im Kreise, im Saale;	So schwächlich gegohren,
Und ferne stehen	Wie lieblose Treue
Die Söhne, die Gatten,	Von Gleichmuth geboren.

Bangweil und Ekel
Und Kuchen und Lortz,
Man öffniet den Deckel
Des Pianoforte;
Nun trillern und stümpfern
Die Virtuosen
Und Lassen klumpern
Und Diener tosen;
Es flüstern und zischeln
Die Frau'n unerfättlich,
Und rufen dazwischen
Ihr: Bravo! Ihr: Göttlich!
Es werden die Zimmer
Stets heißer und enger,

Und immer und immer
Die Weile länger;
Bis endlich die Wagen
Gemeldet werden,
Um Dank zu sagen
Für alle Beschwerden.
Zulezt und am Ende
Recht um uns zu necken
Die Diener die Hände
Entgegen uns strecken;
Die muß man nun füllen,
Sie kriegen das Beste,
Und lachen im Stillen
Der albernen Gäste!«

»Also doch nicht ganz umsonst gesungen!« — sagte er herzlich und drückte mir warm die Hand.

Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah — sie alle: Rahel, Friederike und Ludwig Robert.

Die Julistürme 1830 regten Ludwig Robert's Nerven furchtbar auf. Man fürchtete das Schlimmste für ihn. Im nächsten Jahr um dieselbe Zeit nahte zum ersten Mal die schreckensvolle Cholera. Robert's Aufregung wuchs beängstigend. Er floh mit seiner holden Frau nach Baden-Baden. Dort ist er am 5. Juli 1832 am Nervenfieber gestorben. Seine treue Friederike, die ihn mit Aufopferung gepflegt hatte, folgte ihm nach wenigen Wochen in's gemeinsame Grab.

Rahel überlebte ihren geliebtesten »Religionsbruder« nur neun Monate. Sie starb am 7. März 1833 an Brustkrämpfen.

Ich weiß nicht, welche Grabschrift ihren Hügel auf dem Friedhofe vor dem Halle'schen Thore zu Berlin schmückt, wo auch ihr Fleck und ihre Friederike Unzelmann »Bethmann — und auch Iffland schlummern. Aber ich weiß keinen schöneren Nachruf für die berühmte, geistreiche Rahel, als das Wort ihres angebeteten Goethe:

Hülfreich, edel und gut!«

4. Eine heitere Kunstpause.

Weißt Du, worin der Spas des Lebens liegt?
Sei lustig! — Gehst es nicht, so sei vergnügt,
Sei Dir nur selbst getreu,
Und was die Leute meinen
Sei Dir dann einerlei.

Goethe.

»Meine unfreiwillige Muße, die plötzliche Verbannung von den heißen, aber doch immer noch heiß geliebten Brettern des »Königstädter Theaters« — diese Pause in meiner vergötterten Kunst bis zu ihrer neuen, schöneren Blüte auf der königlichen Bühne sollte mir bald in einem rosigeren Lichte erscheinen — als in jener dunklen Stunde, wo mir von den rachschnaubenden Herren Direktions-Aktionären meine Lieblingsrollen abgefordert wurden. . . . Dank der mir ewig unvergesslichen lebenswürdigen Theilnahme und Güte der Berliner, die sich förmlich überboten, mich vergessen zu lassen, daß es in Berlin auch Dornen gibt!

Rahel's Bekanntschaft und Liebenswürdigkeit gegen mich fällt ja auch wie ein freundlicher Sonnenstrahl in diese anfangs so thränenreiche Kunstpause.

Vor mir liegen wieder alte, vergilbte Briefblätter mit verblichenen Schriftzügen. . . . Ein junges, freudebebendes Herz hat sie einst — vor einem halben Jahrhundert bittirt — eine warmpulsirende, rosige Mädchenhand hat sie niedergeschrieben. . . . Sie waren an das beste, treueste warmfühlende Bruderherz gerichtet. . . .

Dies Herz, das die frischen, sprudelnden Schriftzüge damals mit Jubel gelesen, hat schon lange ausgeschlagen. . . .

Eine alte Frau legt die vergilbten Briefblätter zu den trockenen — aber immer noch lieb duftenden Blumeubläthern ihrer Erinnerungen. . . .

Berlin, Dezember 1824.

Der Strudel des geselligen Lebens hat uns seit einigen Wochen erfasst und unaufhaltsam mit fortgerissen! Dankbar gerührt von den Beweisen des Wohlwollens, vermochten wir es nicht, die vielen herzlichen Einladungen zurückzuweisen. Bälle, Konzerte, Diners, Soupers, Familienfeste, sogar ein kleiner intimer Maskenball wechselten in bunter und schnellster Reihenfolge. . . . Und was steht noch in Aussicht bis Neujahr, wo meine unfreiwilligen Ferien zu Ende sind!

Wer hätte gedacht, lieber Louis, daß Eure kleine Komödiantin in dem krittsirenden, selbstbewußten, gelehrten Berlin Aufsehen erregen würde! Ungern von der grollenden Königsstädter Direktion entlassen, — von der königlichen Intendanz mit Freuden engagirt — und, — was die Mutter am Meisten freut — im geselligen Leben so ausgezeichnet und gesucht. . . . darf man da mit 16½ Jahren nicht ein wenig übermüthig glücklich sein? Ja, mon frère, ich bin seit dem »Turnier zu Kronstein« das enfant gâté der Berliner, — mein succès außerhalb der Bühne übertrifft womöglich noch den bretternen. Die gute Mutter wird nicht müde zu wiederholen: »Eina, diese Epoche wird wohl die glücklichste Deines Lebens bilden. Theile nur Louis Alles ausführlich mit, damit Du in trüben Zeiten Dich einst an der Schilderung wieder erfreuen kannst!« — Ich bitte mir daher aus, diese Briefe — Deiner unrühmlichen Gewohnheit gemäß — nicht zu vernichten; — obwohl ich zu hoffen wage: erst nach vielen, vielen Jahren in der Lage zu sein, mich daran erquicken und aus diesen Zeilen Muth schöpfen zu müssen.

Die Mutter hat Recht, ich bin förmlich berauscht von all dem Erlebten, glücklich in der schönen, heiteren Gegenwart

— der Zukunft übermüthig fröhlich entgegensehend! Die ausgestandenen Alterationen sind weggewischt aus dem Gedächtniß — und mit Lust und Zuversicht gehe ich an meine neue Aufgabe bei der königlichen Bühne. Ein ganzer Paet allerliebster Rollen wurde mir schon abgeliefert: — »Strudelköpfschen«, aus dem Französischen, — »Die Gouvernante«, von Körner, — Wilhelmine, aus der »Entführung«, von Jünger, — »Die Nachtwandlerin«, Operette von Karl Blum, für Madame Neumann komponirt, — und der Edwin in »Raoul de Crequi«. . . . Also, singen wird die kleine Komödiantin nun auch noch gar? Ja, Herzenslouis, ich bin so kühn! Karl Blum hat bereits meine Gesangsfähigkeit geprüft, und folgenden Urtheilspruch der hohen Intendanz vorgelegt: »Nicht starke, aber wohlklingende Altstimme. Richtiges Gehör. Musikalische Ausbildung. — Summa: für Operetten und nicht zu schwere Gesangspartieen vollkommen genügend!« — Die berühmte Unzelmann-Bethmann hatte in früheren Jahren den Edwin gesungen. Recht wehmüthig stimmte mich der Anblick der vergilbten Rolle; neben dem ausgestrichenen verblichenen Namen der auf immer Verstummten lacht mein junger, lebensfrischer, von Graf Brühl's fester Hand geschrieben. Für mich ein mahnendes Memento mori! — kein triumphirendes vive le Roi! Ich übernehme die geistige Erbschaft der großen Künstlerin mit ernster Andacht — sie ist mir wie ein Gruß aus Jenseits: »Strebe beharlich vorwärts, um der Ehre würdig zu sein, mich ersetzen zu dürfen; es ist schwer, Vorbern zu pflücken — auch ich mußte sie erkämpfen!«

Und welche, — und wie viele jugend- und glückstrahlende Namen werden einst — vielleicht bald neben meinem verblästen stehen?!

Doch — laß Dich nicht irre machen durch die momentane Sentimentalität Deiner Schwester — meine Mobilität wächst im Gegentheil riesig. Leicht ergriffen — noch schneller getrübet, erscheint mir mein Charakter für den erwählten Beruf ganz geeignet.

Und nun, mein Bruder, zu meinen neuen Erlebnissen! Freund Bethmann hätte zu keiner passenderen Zeit in Berlin wieder eintreffen können, als während meiner unfreiwilligen Ferien. Seine beruhigenden Versicherungen trugen viel dazu bei, uns wieder heiter zu stimmen. Bethmann lobte meine Selbstüberwindung: der momentan glänzenden Stellung entsagt zu haben, um eine in den Augen der Welt unbedeutendere, aber förderndere einzunehmen. Er sagte: »Dieser Schritt — anscheinend rückwärts, wird Sie nicht gereuen, da Sie wahre Liebe und Achtung für Ihren Beruf empfinden!«

Der erste Besuch unter Bethmann's Protektion wurde Madame Cunicke abgestattet. Bethmann wollte die Runde mit mir bei seiner ältesten, bewährtesten Freundin beginnen. Madame Cunicke spielt die komischen Alten mit Humor und lebenswürdiger Anmuth. In jüngeren Jahren war sie eine berühmte Gesangsfoubrette. Die älteste Tochter Johanna ist eine sehr beliebte Sängerin, der Vater war einst ein herrlicher Tenorist. Seine erste von ihm geschiedene Gattin ist die berühmte Hensel-Schütz, die Schöpferin der lebenden Bilder in Deutschland, die Meisterin in der Attitüde und Mimik — Mutter von sechzehn Kindern und soeben auch von ihrem vierten Manne geschieden.

Ich fand eine wahrhaft lebenswürdige, glückliche Künstlerfamilie, das innige Liebesband von gegenseitiger Achtung geknüpft. Zwei reizende Mädchenknospen blühen neben der Schwester Johanna auf; Käthchen war meine anmuthige, talentvolle Kollegin in der »Königstadt«. Bald fühlte ich mich in diesem harmonischen Kreise wie zu Hause. Ich wurde gefragt: welche Vorstellung auf der königlichen Bühne und welcher Künstler mich am mächtigsten ergriffen habe? Ich war schnell fertig mit dem Wort: Ludwig Devrient! Begeistert fuhr ich fort: »Wie hat er mich als Mercurio entzückt, — als »armer Poet« gerührt, — in den »Drillingen« erheitert, — und als Naimbaut in »Waise und Mörder« und in den »Galeeren«

«klaven» — entsetzt! Aber wie sieht der unsterbliche Devrient denn außer der Bühne aus? — wird man denn nicht geblendet von den Strahlen seiner merkwürdigen Augen?« — Da lächelte Madame Eunike: »Sie sollen ihn nächsten Sonntag bei uns sehen — ja, profaisches Mittagsbrod mit dem Unsterblichen essen! Er flieht zwar jede Geselligkeit, besonders wenn Damen die Mehrzahl bilden, nur zu uns kommt er gern. Aber — liebe Enthusiastin, verlieren Sie nicht Ihr Herz, denn das seinige ist felsenhart und nicht gestimmt, ein verlorenes Herz aufzuheben. Und sollte Ihrer Holdseligkeit es vorbehalten sein, dies Herz zu erweichen — so würde ich Sie beklagen. Ich schätze Devrient als unseren Freund und den größten Künstler unserer Tage, — aber zur Frau möchte ich ihm keine meiner Töchter geben!« — »Er will uns ja auch gar nicht!« fiel das junge Trio lachend ein. — »Um mich armes Ding wird ein Ludwig Devrient auch nicht minnen!« schloß ich mit Resignation. — »Sie sollen ihm gegenüber sitzen«, flüsterte mir der Vater zu, — »da können Sie den Weiberfeind so recht con amore betrachten und — bestricken . . . aber ja unbemerkt, — denn wähnt er sich beobachtet, so wird er verlegen wie ein schüchternes Mädchen.«

Drei Wochen vorher hatte ich als Minna von Barnhelm zu sagen: »Eine Freude erwarten ist auch eine Freude!« Wie fühlte ich die Wahrheit dieser Worte, — wie freute ich mich auf den Sonntag! Endlich, endlich waren wir bei Eunikes, — endlich trat Ludwig Devrient in's Zimmer. Ernst und blaß, doch mit milden Zügen stand er vor mir und sagte in bezaubernd amuthiger Weise freundliche Worte seinen Freunden, — dann mir, der jungen Kollegin, Wohlwollendes, Ermuthigendes! — Devrient war schwarz gekleidet, fein, elegant, er sprach leise, einfach, — aber wie zur Unterhaltung gezwungen, — bis er später bei Tische lebhafter wurde. Sein schwarzes, voll gelocktes Haar, die marmorweiße Stirn, die kühnen Augenbrauen mußten schon frappiren; aber die magnetisch anziehenden

dunklen Augen, welche bald wie Lorenz Kindlein blickten, so gut, so fromm — bald aufblitzend von Geist und Leben, — fesselten mich unwiderstehlich. Der hübsch geformte Mund, den selbst beim Lächeln Wehmuth umzitterte, das eigen Traumartige, Zerstreute in seinem ganzen Wesen rührten mich tief. Ich fühlte die innigste Sympathie mit dem bescheidenen, sich so anspruchslos zeigenden Mann, der es gar nicht zu wissen scheint, daß er der größte Mime seines Jahrhunderts ist! Ich hätte ihm Angenehmes, Beglückendes sagen mögen — denn ich fühlte den edlen, neidlosen Charakter des seltenen Künstlers heraus — und die Gewißheit, bald mit Devrient spielen zu können, beseligte mich wahrhaft; die Chikane der Aktionäre, — die Rolle der Gräfin Elisabeth — — ja selbst der geliebte blinde Theater-schimmel — Alles ist verschmerzt!

Herr Kapellmeister Schneider *) und seine sanfte, gemüth-

*) Georg Abraham Schneider, 1770 in Danzig geboren. Ein glänzender Virtuose auf dem Waldhorn, kam er in jungen Jahren als Kammermusikus an den buntbewegten Hof des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg. Nach des Prinzen Tode, 1802, wurde Schneider in Berlin Kammermusikus und später unter Spontini Kapellmeister der Oper. Er studirte als erste Kapellmeisterthat Mozart's «Cosi fan tutte», von Herklot's als »Verhängnißvolle Wette« bearbeitet, neu ein. Seinem Sohne Louis aber sollte es erst gelingen, Mozarts herrlicher Oper einen würdigen Text zu geben, der noch heute auf allen ersten Bühnen gesungen wird: »So machen sie's Alle!« — Kapellmeister Schneider schrieb selber neun Opern, unter denen »Lucassin und Nicolette«, Text von dem vielgewandten Koreff, dem Leibarzt und diplomatischen Vertrauten des Fürsten Hardenberg, in Berlin das meiste Aufsehn machte, außerdem Overtüren und Zwischenaktsmusik zu »Romeo und Julie«, — »Jungfrau von Orleans« und »Sappho«. Ihm verdanken wir die korrekte Instrumentirung der berühmten Faust-Kompositionen des Fürsten Rasbiniwill. Mozart war sein Ideal, sein hohes Vorbild. Er starb 1839 als Direktor sämtlicher Militär-Musik-Chöre des königlichen Gardecorps und Mitglied des Senats der Akademie.

Seine Töchter Maschinka und Johanna wurden geschätzte Sängerinnen. Maschinka gehörte 1832 der Deutschen Oper in London an, zugleich mit der Schröder-Devrient und dem Tenoristen Haizinger. Sie entzückte die Englan-

liche Gattin sind uns auch schon sehr lieb geworden. Es muß einem behaglich zu Muth sein bei diesem biederen, wohlwollenden Paar. Ein liebliches Töchterlein umschwirrt anmuthig die Eltern und singt allerliebste. Der Sohn befindet sich auf Reisen. Wie heimelte es uns an, wenn die Frau Kapellmeisterin mit überströmender Liebe von ihrem Louis erzählte, von seinem eisernen Fleiß, seinem Streben, und wie er zu den größten Hoffnungen berechtige! Unsere Mutter sprach dann natürlich auch von ihrem herzlieben Louis, und so gestaltete schon der erste Besuch sich gemüthlich erquickend.

Von besonderem Reiz für mich war mein Besuch bei der Witwe des berühmten Heldenspielers Ferdinand Fleck, jenes leuchtenden Sterns am Theaterhimmel der Berliner Nationalbühne zur Glanzzeit Jffland's. Beide ruhen jetzt schon still und erloschen draußen auf dem grünen Friedhose vor dem Halle'schen Thore. Sophie Louise Fleck, früher eine glänzende Liebhaberin, ist seit 1808 mit dem Kammermusikus Schröck verheirathet. Sie hat das mild weibliche Wesen unserer Mutter, eine stötenartig weiche und volltönende Stimme und das schönste und reichste Haar, das ich je gesehen. Ihre Schönheit war mir schon im »Räthchen von Heilbronn« aufgefallen; eine schönere Mutter Wetter's von Strahl kann man sich kaum denken — und doch ist sie bereits 48 Jahre alt. Auch jetzt bei Tage sah sie überaus anmuthig aus. Ihr von mir am meisten bewundertes Haar hat jenen bezaubernden röthlich goldenen Reflex, wie auf vielen alten Heiligenbildern der italienischen Maler. Es ist so üppig, daß sie es nur dicht geflochten tragen

der besonders als Aemchen im »Freischütz«. Später sollte ich das liebevolle Mädchen als sehr beliebte Kollegin und Gattin des Konzertmeisters Schubert in Dresden wiederfinden. Dort lebt sie noch heute.

Johanna heirathete den Komiker Freund in Mannheim, ließ sich aber bald als Sängerin pensioniren.

Louis Schneider wurde mein werther Kollege an der königlichen Bühne. Dort werden wir ihm später wieder begegnen.

kann, gleich einem Diadem um den Kopf gewunden. Auf meine unverhohlene Bewunderung sagte sie: »Und doch ist mir die Haarfülle eine große Last und macht mir oft Kopfschmerzen, so daß ich die Flechten lösen muß!« Nun bat ich sie, sich mir doch einmal so zu zeigen, — und sie ließ, wie ein junges Mädchen erröthend, die Prachthaare niederfallen. Der schönste Goldschleier, den ich je gesehen, umwallte sie, wie das Schwesterchen von den sieben Raben im Walde. Denke Dir dazu: feine Züge, ausdrucksvolle blaue Augen, lieblichen Mund, herrlichen Hals und Arme, schmale Kinderhändchen, Cendrillonfüße . . . und die deutsche Ninon de Lençlos steht vor Dir, — aber eine edle Ninon, mit allen häuslichen Tugenden geschmückt!

Madame Schröd spielt das ältere Fach, die Lante im Bräutigam aus Mexiko, auch dann und wann Lieblingsrollen, wie die »Eifersüchtige Frau«, von Alexander Wolff vortrefflich unterstützt. Der poetische Romeo, Fernando, der brillante Don Cesar — hat sich hier plötzlich und wie durch Zauber in den — einfältigsten Pantoffelmann verwandelt. Die Scene des Revoltirens, wo er in komischer Verzweiflung ausruft: »Auch ich will einmal Mustern essen!« — und dabei mit gleichen Füßen den kühnsten Luftsprung vollführt, erregte die ungeheuerste Heiterkeit, — aber ich, die ich doch sonst so gern mitlache, verargte es fast dem Künstler: aus den idealen Schöpfungen herausgetreten zu sein, denn die Darstellung streift an die Pöffe. Die Mutter fühlte gleich mir, rieth aber zu schweigen . . .

Du fragst, ob Madame Milder-Hauptmann noch an die Emmeline in der »Schweizerfamilie« erinnere, die uns Kinder damals in Karlsruhe so entzückte — bezauberte? — Ach, Louis — wie ward mir das Herz so weh . . . über das Verblühen und Verwehen des armen Menschenlebens, da das Ideal unserer frohen Kinderjahre jetzt vor der jungen Kollegin stand: — eine Marmorstatue, der es erlaubt worden, sich auf Augenblicke zu beleben! Keine Miene zuckte in dem edel

geformten Gesichte, die Augen blickten kalt — fast starr — wie abwesend. Gleich schweren Regentropfen fielen die Worte langsam — eintönig von den blassen Lippen. Sie sagte mir durchaus kein unfreundliches Wort — sie sprach verständig, gebildet und mit einer gewissen stolzen Sicherheit . . . aber ich fühlte mich in ihrer Marmornähe mit erstarren und kürzte den Besuch ab.

Und doch, wie bewundere ich die vierzigjährige Frau noch heute auf den Brettern als Iphigenie, als Elvira im »Don Juan«, als Fee in Spontini's »Nurmahal« und vor Allem als Alceste . . . die junonische, plastisch schöne Gestalt, das tragische Spiel, den Zauber der metallreichsten, süßesten Stimme! . . . Sie soll auch im bürgerlichen Leben gut und sehr wohlthätig sein . . . aber die Grazien standen nicht an ihrer Wiege — oder — was muß dies Herz erlebt haben, ehe es so erstarren konnte!

Spontini könnte als Pendant zur Milber dienen, was die Theilnahmlosigkeit, das kalte zurückhaltende Wesen betrifft. Nur muß die Milber mit einer edlen Marmorstatue, und Spontini mit einer Wachsfigur verglichen werden.

Der italienische Maestro hat unschöne Züge, gelbweißlichen Teint, trägt große Vatermörder, immense weiße Halsbinde, in welche sein Kinn stets zu versinken droht. Die schwarzen Haare sind als ungewöhnlich hoher Titus frisirt, die Nase flach, der Mund breit. Die hagere Gestalt sieht vornehm aus, besonders wenn sie vor dem Dirigenten-Pult steht und äußerst grazios den kleinen Stab schwingt. Spontini steht beim Könige in großer Gunst — beim Publikum aber fast gar nicht. Nur Rahel bewundert ihn, wie alles Italienische in Musik und Tanz.

Frau von Spontini, eine gepukzte Französin, hat das exklusive Wesen ihres Mannes angenommen und gleich ihm noch nicht zehn Wörtchen Deutsch gelernt. Sie spricht nur von ihrem Paris — gleich einer unglücklich hierher Verbannten.

Sie bewohnen ein prachtvollcs Logis, sind von vielen dienstbaren Geistern umschwirrt und machen ein glänzendes Haus.

Spontini lebt mit dem Grafen Brühl auf mehr als gespanntem Fuße — aber er ist allmächtig, kann seine neu komponirten Opern nach Belieben und mit größter Verschwendung in Scene setzen, hundert Proben halten und die Stimmen der armen Sängcr und Sängcrinnen auf seinen beliebten Ambossen langsam zu Blech hämmern ... Niemand darf ihm hineinreden. Der König schützt ihn.

Das Publikum hat seine letzten Schöpfungen nicht beifällig aufgenommen und wirft ihm mit Recht Mangel an Melodie und zu massenhafte Orchesterbegleitung vor. Freunde Spontini's behaupten, durch die immerwährenden Angriffe der Kritik und die Kälte des Publikums sei sein Gemüth so verbittert worden. Daß »Die Vestalin«, »Ferdinand Cortez« zu den Meisterwerken zählen, scheint ihn nicht zu beglücken. Graf Brühl hat viel von seinen Prätensionen zu leiden.

Und diesem steinernen Gaste mußte ich bei einem Diner, von seinen wenigen Verehrern ihm gegeben, gegenüber sitzen, — sogar ein weihrauchduftiges Gedicht vortragen. Madame Milber, Madame Schulz — unsere Primadonnen — saßen zu seiner Rechten und Linken, Madame Spontini neben mir. Bei Tisch wurde aus seinen Opern rauschende Musik gespielt. Nach meiner Deklamation wurde ihm mit Tusch und Vivats ein Lorberkranz überreicht. Ich sah — o Wunder! — die wächsernen Züge Spontini's einen milden Ausdruck annehmen und etwas wie Thränen in den harten Augen blinken ... Sie brachen sich aber keine Bahn — diese Gefühl verrathenden, Herz erfrischenden Tropfen! Der Italiener hatte den Augenblick der Rührung leicht überwunden; gefaßt, wie vorher berechnet, theilte er den Lorberkranz und überreichte die Hälfteu Madame Milber und Madame Schulz, in gebrochenem Deutsch hinzufügend: »Sängcrinnen — Lorber — gebührt — mir — Sieg — — verholten.«

Wie gerne hätte ich ihm zugerufen: Nicht einmal für Augenblicke können Sie gemüthlich deutsch empfinden, selbst nicht im Kreise Ihrer Verehrer — und möchten doch bei Deutschen Sympathie erwecken! —

Da wurde mir es klar, daß Graf Brühl mit dem versteinerten Maestro viel auszustehen hat. Graf Brühl, ganz Sinecure und Begeisterung für die königliche Bühne, er, der Goethe und Schiller gekannt, Zeuge klassischer Darstellungen in Weimars Glanzperiode gewesen, — muß so den Intriguen des schlan berechnenden Italieners nachstehen! — Allgemein wird behauptet, daß der hochbegabte Intendant nicht allein Kunstsinne — auch Kunstkenntniß besitze, — seine Mitglieder zu schätzen wisse und selbst, wenn er Tadel aussprechen muß, nie verlege . . . »

. . . » Einen sehr genußreichen Abend verlebten wir bei dem guten alten Zelter. Daß ich ihn bei seiner Tochter, der Doctorin Rintel, unserer lebenswürdigen Hausgenossin kennen lernte, habe ich Dir früher schon geschrieben. Aber nicht, daß ich gleich den ersten Abend den Ehrenplatz an seiner Seite erhielt und daß wir uns gegenseitig sehr gut leiden können. — Zelter liebt es, des Sonntags im kleinen Kreise bei der Doctorin zu speisen und dann werden auch wir häufig dazu eingeladen. Für mich jedes Mal ein Fest. Zelter haßt allen Prunk und flieht elegante Visitenzimmer, sowie große Gesellschaften. Einstens hatte die Tochter ihn zur Einweihung eines Ballsaales herbeizulocken gewußt. Lange grollte Zelter aber, daß sie mit dem alten Vater paradiren wolle. — Als ich den großen, ersten Mann zum ersten Mal sah, verstummte ich verschüchtert; seine blauen, ausdrucksvollen Augen schienen bis in den Kern meines Herzens dringen zu wollen — doch bald blickten sie freundlich mild — er vermochte wohl in den meinen keine Abgründe zu entdecken. Er sprach zu mir in väterlichem

Ton und munterte mich auf, unverzagt meine Ansichten zum Besten zu geben. Wie herzlich lachte er über drollige Einfälle! »Ich liebe fröhliche Jugend!« sagte er, — »nur frisch in's Leben geschaut, übermüthige Blondine . . . es wird leider schon anders kommen!« — Zelter erinnert an Aloys Schreiber und Hebel, das gleiche biedere Wesen, das kluge Sprechen, die edlen Züge . . . nur, ich möchte sagen, umfließt ihn noch der Reiz als Komponist und Freund Goethe's, der sein Abgott ist. Wie oft faßte ich seine weiche Hand und küßte sie — rasch — ehe er es verhindern konnte; — und so wurde mir denn die seltene Ehre zu Theil, von ihm eingeladen zu werden, denn er empfängt selten Gäste und lebt sehr zurückgezogen, sorglichst gepflegt von seiner jüngeren Tochter Dorothea, welche jeden Heirathsantrag zurückgewiesen, um sich ganz dem Vater widmen zu können; ein sanftes, liebenswürdiges Mädchen. Als wir in's Vorzimmer getreten — ich zitternd vor freudiger Erwartung, denn Zelter hatte verkündet, Louis Berger, der seelenvolle Komponist und beliebteste Klavierlehrer Berlins, und Mendelssohn, sein bester Schüler, Sängerrinnen mit süßem Sopran und herrlicher Altstimme würden anwesend sein — kam uns Dorothea entgegen und flüsterte: »Nur ganz leise — bis die Diskussion beendet ist, die Herren sprechen eifrigst über die Urtheilskraft des Berliner Publikums, — hören Sie?« — — — Da vernahmen wir eine jugendlich helle Stimme: »Wie grausam sind Ihre bewundernden Musikkenner mit meinem ersten Versuch — mit meiner Operette verfahren!« — und eine tiefere, gemüthvolle Stimme fügte hinzu: »Ich mußte während vierzehn Tagen das Bett hüten, so hatte mich die Gemüthsbewegung ergriffen — das Mitgefühl für meinen jungen Freund!« . . . Das war der ehrliche Ludwig Berger. — Zelter erwiderte in seiner voll und kräftig klingenden Redeweise: »Hat nicht der beste Mensch seine Launen, — darf ein Publikum nie iren? Und dennoch sind meine Berliner wahre Kunstverehrer; Felix Mendelssohn-Bartholdy wird bald den entmüthigenden Eindruck verschmerzt

haben und glänzende Anerkennung erringen. Im Uebrigen: Bivat Genius und hol' der Teufel alle Kritik! . . . «

Wir folgten Dorothea in den Saal — und nun gab es seltene Genüsse für Geist und Ohr. . . . Berger und Mendelssohn spielten vierhändig — dann Mendelssohn Solo — Zelter schlug mächtige Akkorde an — ergreifende Choräle, und begleitete der seelenvollen Altstimme eines jungen, schönen, bleichen Mädchens seine herrlichen Goethelieder: »Rastlose Liebe« und »Der König in Thule«. . . . Zelter flüsterte ihr vor dem letzteren Liede zu: »Bitte, sanft und frei — als säßen Sie am Meeresufer ganz in Gedanken versunken.«

Und wie durchschauerte mich das wundersame Lied — besonders der Schluß:

Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth! —
Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

die Töne, traurig verhallend — wie in's Meer versinkend. . . . Die andere Schülerin mit der Sopranstimme trug »Rose, die Müllerin« von Berger vor, dann sein »Weilschen«, — ein wehmüthig klagendes Lied, welches der Arme nach dem Tode seiner Frau komponirt hat:

»Von blauen Weilschen war der Kranz,
Der Hammen's Vocken schmückte,
Als ich zum ersten Mal beim Tanz
Sie schüchtern an mich drückte. . . . «

Zwölf Jahre hatte Berger in St. Petersburg, von Field protegirt, sich übermenschlich angestrengt, um sein Hammen, die geliebte Braut, heimzuführen zu können, und nach einem Jahre glücklichster Ehe — starb sie sammt dem Kinde. — Da verließ Berger Petersburg und zog nach Berlin. Er ist all-

gemein geachtet, von seinen Schülern innigst verehrt, nicht nur als ausgezeichnete Klavierlehrer, sondern als fein gebildeter, geistreicher Mann. Seine Physiognomie trägt noch die Spuren tiefen Grames, auch sieht er kränklich aus; aber man empfindet Sympathie für den so schwer Geprüften. Sein Benehmen ist gewinnend und sein Aeußeres wie das eines vierzigjährigen deutschen Gelehrten, der aber die Toilette — nicht vernachlässigt.

Mendelssohn ist der anmuthigste Jüngling, den man sich denken kann. Kaum achtzehn Jahre alt, das dunkle Haar gescheitelt, die sanften, braunen Augen, der liebliche Mund, schönes Profil . . . könnte er als Benjamin einem Maler zum Modell dienen. Ja, wie ein echter Benjamin, »ein Sohn des Alters«, — ein »Sohn der rechten Hand« (ich hoffe, Du bewunderst meine ebräische Gelehrsamkeit!) — erschien mir Mendelssohn, wenn er so liebevoll, so kindlich Zelter und Berger ansah, so zutraulich sprach.

Lächle nicht über diesen Vergleich, Louis — Du weißt, wenn ich Jemand schildere, versuche ich es nach Bildern zu thun. So möchte ich Zelter mit Jakob vergleichen, denn patriarchalisch zeigt sich der gute Alte in seinem würdevollen und doch so einfach edlen Benehmen. —

Es war hohe Zeit, daß wir uns zum Souper niederließen und als Sterbliche den guten Sachen zusprachen, — denn alles Gehörte, Empfundene, hatte uns in fieberhafte Aufregung gebracht — wenigstens mich und Mendelssohn. Seine Wangen glühten gleich den meinigen, und Zelter sagte scherzend: »Die Augen der lieben Jugend glänzen gleich dem Karfunkel!« — Es wurde viel geplaudert, auch gelacht; selbst Berger wurde heiter und verglich Zelter mit einem Dirigenten, der mit Wohlgefallen sein Orchester den Gaben Gottes zusprechen sieht.

Dabei muß ich Dir eine reizende Anekdote vom alten Zelter erzählen, obgleich man sie eigentlich aus seinem eigenen derb-humoristischen Munde hören sollte.

Der alte Herr — er ist schon ein Sechszundsechziger — geht eines Abends in tiefen musikalischen Gedanken von der Singakademie nach Hause . . . Vor ihm her trottet ein echter Berliner Schusterjunge, in jeder Hand einen neuen blankgewischsten Stiefel taktmäßig schlenkernd, und singt aus vollem Halse das populärste aller Berliner Straßen- und Salonlieder:

»Wir bri—in—je—en Dich den Ju—um—pfe—ern—kranz«

— Aber merkwürdig! Weiter kommt der kleine Pechfink nicht. Nach 'ner Pause fängt er seinen Jungfernkranz wieder von vorn an, womöglich noch schreihalsiger.

Lange hält Zelter dies Ohrenmartyrium nicht aus — und als der Junge zum zwanzigsten Mal seinen Jungfernkranz gebracht hat, fällt hinter ihm eine tiefe Bassstimme mächtig ein:

»Mit weilschenblauer Seide!«

Was thut nun aber mein Junge? Was würdest Du gethan haben, Louis, wenn Du ein unverfrorener, pechhändiger, schreihalsiger Schusterlehrling wärest? Ich, mein Bruder, — hätte der liebe Gott meine arme Seele in einen ungewaschenen, wischseduftigen Schusterjungenleib fahren lassen — auf Stiefel! ich würde noch lauter, noch heller weiter gesungen haben:

»Wir führen Dich zu Spiel und Tanz«

— in der lustigen Erwartung, mein Hintermann würde fortfahren:

»Und ausgelassner Freude!«

Aber nein, Louis, wir Beide haben keine blasse Ahnung von einer rechten, mit echtestem Berliner Straßenwiz ausgepichteten Schusterjungenseele. Also höre und nimm — kein Exempel dran.

Mein Junge dreht sich also mit beiden geschlenkerten Stiefeln in größter Pomade um, guckt dem alten Zelter kühnlich unter die Brillengläser und sagt mit der größten Ruhe:

»Hören Se, Männeken, Se — wenn Se sich den jrünen

Jungfernkranz mit de veilchenblaue Seide sinjen wollen, dann können Se ihn sich doch alleene anfanjen!»

Spricht's, macht Kehrt, singt unbekümmert die erste Zeile Jungfernkranz dahin und läßt den alten Zelter anfangs ziemlich verblüfft und mundtodt dastehn — bis sein echter derber sprecaathenischer Humor wieder Oberwasser bekommt und er dem Jungen ein kräftiges: Bravo! Bravissimo! nachlacht.

Dabei wurden dann noch zwei andere köstliche Berlinische »Schusterjungen-Anekdoten« erzählt. Die erste ist eine ganz echte pechduftige und ihr Held wirklich ein Lehrling vom Pfrim. Ich hörte sie bei Rachel.

Als der junge Doktor Markus Herz, der spätere Gatte der berühmten Schönheit Henriette Lemos, zum ersten Mal aus seiner ostpreussischen Heimat, aus der philosophischen »Stadt der reinen Vernunft« in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Berlin kam, verlor er auf der Reise einen — Pantoffel. Eiligst läßt er einen Berliner Schuster-Meister kommen und bestellt einen ganz gleichen Pantoffel dazu: — »aber ja ganz gleich, Meister!« — Herr Pechdraht verspricht sein Möglichstes zu thun. — Bald steht der ungewaschenste, wischseglimmrigste, pechklebrigste Schusterjunge mit dem alten und neuen Pantoffel vor dem jungen Philosophen. Dessen Auge prüft das künstlich verbundene Alt-Neu-Pantoffel-System, auf dessen Erfindung sein rein-vernünftiger Kopf ein wenig stolz ist. Aber das System klappt in der Ausführung durchaus nicht: weder hinten noch vorn, nicht in der Länge und nicht in der Breite — und nun gar die Disharmonie der Farben! Mit recht unphilosophischer Hestigkeit fährt der Philosoph den Jungen an: »Bursche, und diese Pantoffel sollen einander gleich sein?«

Der Junge aber verliert seine Ruhe keinen Augenblick. Mit keckem Erstaunen sieht er dem Fremden ins Gesicht und dem Gehege seiner blihenden Zähne enttönt es schlagfertig: »Aber

juteſtes Herreken, kommen Se denn aus dem ungebildeten Mohrenlande, daß Se nich mal wiſſen: uf Jottes Erdboden gibt es reinemang keene zwee Dinje nich, die eenander janz eenjal ſind?“

»Und ich ſtand da wie ein begoffener Pudel vor dieſem jungen Philoſophen in der Schuſterschürze!« — pflegte Markus Herz ſeine eigene Anekdote lächelnd zu ſchließen. »Meine ganze Schulweiſheit wußte auf ſeinen Naturwiß nichts zu erwidern. Ich bezahlte ihm den ungleichen Pantoffel und ſeine Stegreiſſlehre obenein mit einem ungewöhnlich großen Trinkgelde. Aber vor dem ſchlagfertigen Wiß und ſcharfen natürlichen Verſtande der Berliner hatte ich durch dieſen lumpigen Schuſterjungen einen ſolchen heilloſen Reſpekt bekommen, daß ich mich lange in keine gelehrte Geſellſchaft wagte!«

Im Uebrigen iſt hier in Berlin der Begriff »Schuſterjunge« der weiteste. Alles Jungenhafte, das ſich auf den Straßen herumtreibt, für ſein Leben gern Mundharmonika, Maultrommel, Brummtriefel, Anmäuerlen ſpielt, Matkäfer fängt und maſſakriert, ſchlafende Droſchkenfutſcher kujanirt, ihren Pferden die Schwanzhaare austrupft und ſie dann in falſcher Direktion in Bewegung ſetzt, ſelbſt die gewiegteſten Höherinnen um einige Aepfel und Birnen, Johannisbrod und Pakrißen beſchummelt, — ein Schrecken aller Damenschleppen, Herrenperrücken und friſchpolirten Parterrefenſter — von wegen der kleinen nichtsnußigen harmloſen Waſſerſprißen und der überall nahen offenen ſchmutzigen Rinnſteine, — alles Jungenhafte, das kein höheres Vergnügen kennt, als einen allerliebſten Straßenaufſtieg um ein Paar ſich beißende Hunde oder gar um eine luſtige kleine augenzerbläuende, naſeneinſchlagende Keilerei, — keine größere Delikateſſe, als: Wuſtſuppe, Käſeſtulle und Weißbier, — und kein höheres Ideal, als dereinſt in goldner Geſellenfreiheit und ſilberner Zahlungsfähigkeit Sonnabend Abends bei Wiſokki Erpelgreifen und Sonntag Nachmittags in

der Hasenhaide »mit Damen« Blindekuh und »Ich hab' verloren meinen Schatz, ich werd' ihn suchen müssen!« spielen und Abends den »Vogelfänger« tanzen und Blauen Montags durch die Straßen randaliren und singen zu können — vor Allem aber jeder Straßenjunge, der voll der nichtswürdigsten und in ihrer witzigen Originalität doch allerliebsten, bewundernswürdigsten Pfiße und Kniffe ist, sich nie und nirgends verblüffen läßt und stets die impertinenteste, lustigste, schnotterigste, witzigste, perplexirende Antwort — auf Berlinisch: Schnauze! — bei der Hand hat — das Alles, Louis, und noch vieles Andere gehört in Berlin zum Begriff: Schusterjunge und Schusterjungenwitz! — mag es auch sonst zum Hobel, zur Backmulde, zum Amboss, zu den Drucklettern oder — zur ewigen freien Sonnenbruderschaft geschworen haben!

Wahrhaftig die längste Periode, mon frère, die ich in meinem jungen Leben geschrieben habe. Meine Feder — noch von Dir in Karlsruhe so meisterlich geschnitten! — ist auch ganz außer Athem. Aber mein Professor würde strahlen!

Und nun die »unechte« Schusterjungen-Anekdote!

Als im vorigen Jahre unsere wunderschöne Kronprinzessin, Elisabeth von Bayern, — Du erinnerst Dich, wie wir in Baden-Baden besonders ihre großen, herrlichen Augen anstauten und sie zum Unterschiede von ihren vielen Schwestern immer: »die bairische Prinzessin mit den Thurmaugen« nannten! — also als Kronprinzessin Elisabeth ihren prachtvollen Braut-einzug durch das Brandenburger Thor und die Linden hielt, hatte natürlich ganz Berlin sich herangedrängt, sie zu sehen. Besonders unter den Linden stand die Menge Kopf an Kopf. Darauf hatten die industriösen Schusterjungen — echte und unechte — spekulirt. An jedem Baum »unter den Linden« — es sind, ebenso wie bei den »Schusterjungen«, außer Linden auch Kastanien, Rüstern und alle möglichen anderen Bäume

darunter — stand ein Junge mit einer Leiter und pries mit gellender Stimme die schönsten Aussichtsplätze auf seiner lustigen Naturtribüne an: »Immer 'ran, meine Herren, noch sind die allerpikfeinsten Plätze uf meinen Boom zu haben, das Rufsteijen un'n Stehplatz man zwe Jute, ein nobler Sitzplatz uf'm Ast nach eijener Wahl vier Jute, Damen, Militärpersonen un Kinder unter zehn Jahren die Hälfte. Immer 'ran, meine Herrschaften, noch blüht das Geschäft, gleich laß ich Sie die allerneuste un allerschönste Kronprinzessin sehn . . . «

Das Geschäft blühte wirklich. Alle Bäume hingen voll Schaulustiger. Mancher Ast brach und mancher ungeflügelte Vogel purzelte auf die Köpfe der höhnenenden Menge herab. Endlich war der prachtvolle Brautzug vorüber. Ihm nach drängten sich die Neugierigen dem Schlosse zu. Auch die glücklichen Inhaber der Baumtribüne wollten niedersteigen — aber die Leitern waren fortgezogen. Die Schusterjungen standen dabei mit nichtswürdig spöttischen Augen und den breitesten grinsenden Mäulern.

» Junge, die Leiter heran! «

» Erst Froschen her, Männeken! «

» Aber Du hast ja Deine Taxe richtig erhalten! «

» Keene Bejrißsvermenjelirung nich, Verehrtester. De zwee un de vier Jute waren vor's Rufsteijen un de Steh- un Sitzplätze. Nu haben Se noch jefälligst acht Jute vor's Runtersteijen zu berappen. Sonst nie nich! Umsonst is in Berlin nich mal der Tod, höchstens das Herabsprinjen von'n Boom un das Arme- un Beenebrechen . . . «

Wie ich diese fecken, lustigen, nichtswürdig-wichtigen Berliner »Schusterjungen« liebe, Louis! Meine ganze, durch unser treuestes, feinfühligstes Mütterchen so sorgsam eingeschläfernte alte Bruchsaler Jungematur wird in mir wieder rebellisch, wenn

ich diese jungen Straßenkomiker ihre Wize reifen höre und — sehe, — und die Mutter hat immer Himmelangst, daß ich mal lustig mit ihnen anbinde. Aber manch Stück Pfefferkuchen und andere Leckereien habe ich ihnen doch schon unbemerkt zugesteckt. Dafür behandelt die ganze Couleur unseres Alexanderplatzes und der Königstraße mich auch äußerst anständig, und als ein Neuling aus einem fremden Stadtviertel mich gestern mit einem Schneeball beglückte, haben die Andern ihn furchtbar durchgewichst. Wie leid that mir der arme Junge! Denn ich weiß noch recht gut, wie wönig es ist, in den frischen weichen »ballenden« Schnee mit beiden Händen zu greifen und den wohlgebildeten Schneeball in der nächsten Sekunde auf dem Rücken des Ersten — Besten zerrieben zu lassen. Ach, Louis, unsere reizenden kleinen Bruchtaler Schneebataillen zwischen Russen und Franzosen, natürlich bei Moskau — mit Schneefestungen und Schanzen und Laufgräben und stürmischen Ausfällen und Hurrah! Cara memoria! Die zuckte mir auch gestern mal wieder in allen Fingerspitzen und schon hatte ich in den Schnee gegriffen, um dem Jungen, dessen Schneeball mir auf dem Rücken brannte, tapfer einen Revanche-Ball zu versetzen ... Aber da hättest Du unser Mütterchen hören sollen: »Eina, wie kann ein gebildetes Mädchen in Deinen Jahren — und noch dazu in dem so hoch- und fein gebildeten Berlin ...«

Ach, Louis, die Berliner Bildung ist mein einziger Kummer! Du hast gar keinen Begriff, was Alles dazu gehört, um hier für gebildet zu gelten! Und die Mutter will durchaus eine höchst gebildete Tochter haben. Ob das absolut nöthig ist, Brüderchen? Aber Du kennst ihr Sprüchlein:

Immer vorwärts mußt Du streben,
Nie ermüdet stille stehen,
Willst Du die Vollendung sehen!

Wenn's mir nur nicht so furchtbar sauer würde, eine gebildete

Berlinerin zu werden! Welche Stunden muß ich hier noch nehmen! Alle Vormittage sind vollständig besetzt und ich sehne mich schon deswegen furchtbar nach dem Beginn der Proben auf der königlichen Bühne, um dadurch einige Lektionen los zu werden. Daß ich noch bei den besten Lehrern Klavier- und Gesangunterricht habe, macht mir natürlich große Freude. So ziemlich auch noch dramatische Aesthetik, Geschichte und Literatur, anknüpfend an meinen Unterricht bei Aloys Schreiber. Aber schon »höhere Stilübungen« sind fürchterlich, wie der Knabe Karl! Merkst Du davon schon Etwas an meinen Briefen, Louis? Ich nicht das Geringste. Besonders kann ich meinem alten-Professor die Perioden nie lang und kunstvoll genug bilden. Nur, wenn er einen Satz zwei — drei Mal lesen muß, um ihn überhaupt zu verstehen, ist er zufrieden. Jene Schusterjungen-Periode da oben würde ihm sicher ein freundliches Schmunzeln entlocken, wenn der Stoff ihm nicht zu ungebildet wäre. Ich aber nähe lieber mit kurzem Faden und traue hierin mehr der Praxis unserer alten buckligen Näh-Katherine in Karlsruhe, die da zu sagen pflegte: »Kind, Kind, nur faule Näherinnen sädeln lang ein, nicht dran denkend, wie leicht sich das lange Garn verheddert!« — als meinem gelehrten Professor. Denke Dir, *legt hat er mir aus meinen kurzen Satz-fäden eine »Muster-Periode« von 2¼ Schreibseiten zusammengeknüppert und sich selber nicht weniger als fünf Mal dabei verheddert. Und dafür gibt die Mutter 16 Jute pro Stunde! — Mit wahrenm Ingrimme streicht der Professor mir aber meine vielen »frauenzimmerlichen« Gedankenstriche heraus*). — Und nun gar Metaphysik und Logik! Schrecklichster der Schrecken! Noch dazu Professor Kant's Logik! Brrr! Zu Anfang kam mir wenigstens der Name recht komisch vor, weil wir als Kin-

*) Das erlaubt sich auch der Herausgeber nicht selten, wenn auch — ohne pädagogischen Ingrimme. A. W.

der den geliebten harten Brodknust immer »Professor Kant«
nannten. Aber das Lachen verging mir bald, als die Geschichte
mit dem subjektivischen und objektivischen Begriff und Sein und
Wesen losging. Denk' nur mal an Mephisto's Logik von
der Logik:

»Zuerst Collegium logicum!
Da wird der Geist Euch wohl dressirt,
In spanische Stiefel eingeschnürt,
Daß er bedächt'ger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer
Freilichterire hin und her.
Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was Ihr sonst auf Einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken, frei,
Eins! zwei! drei! dazu nöthig sei ...
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr ...«

Und ich, Louis, bin das arme Schülerlein:

»Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum!«

Ganz amüßant ist hin und wieder die griechische und rö-
mische und nordische »Mythologie für Damen«, obgleich ich
eigentlich nicht recht einsehe, was Mlle. Lustspiel mit all dem
alten ausrangirten Götter-Krimskram soll. Aber hin und
wieder gibt's doch eine kleine romantische Liebesgeschichte. Die
von »Amor und Psyche« ist reizend und jetzt verstehe ich erst
recht, was die Hendel-Schütz uns in Karlsruhe als Psyche
mimisch-plastisch bot.

Als die Mutter mir nun aber auch noch gar mit »Ge-
neral Baß«, analytischer Physik, Trigonometrie und Astrono-

mie kam, da rebellirte ich ernstlich: wer dann von uns Komödie spielen solle, wenn meiner Mutter Tochter vor lauter à la Schwedentrunk eingetrichterter Gelehrsamkeit überschnappe oder gar ein Blaustrumpf würde! — Louis, was von Beiden wäre Dir das Furchtbarste bei Deinem Schwesterchen? Ich meine: Blaustrumpf! Entsetzlich! Aber, nicht wahr, Du glaubst doch auch, daß ich keine krankhafte Anlage dazu habe? Sonst beschwöre ich Dich bei Deiner brüderlichen Liebe: wende Deine ganze männliche Autorität als älterer Bruder und Deine berühmte Unwiderstehlichkeit bei chère mère an: daß sie wenigstens »die Logik« — und, wenn's sein kann, auch noch den »höheren Stil« und Periodenbau »Professor« von meinem Vortragsplan streicht. —

A propos! Ich habe Dir auch einen neuen, sehr ernsthaften Anbeter zu notiren. Anbeter im Allgemeinen, die zur Visitenstunde im schönsten Fuß ihre Aufwartung machen, feurig die Hände küssen, Blumen, Gedichte und wohlriechende Flacons überreichen, auf Bällen sich mit der Angebeteten die galoppirende Schwindsucht angaloppiren, nach Limonade und Eis springen, vieleere Bonbonnières führen, in Konzerten hinter unserm Stuhl stehn, zärtlich säufeln, die Mantille tragen, nach dem Kutscher rufen und im Mondschein wohl gar ein halb Stündchen unter unserm Fenster schwärmen . . . solche musterhafte Anbeter kann eine prima amorosa anständiger Weise nur nach Duzenden zählen. Auf jedes Duzend kommt aber »nach meiner Erfahrung« nur ein einziger ernsthafter Anbeter: der nicht nur Liebe schmachtet, sondern mit seinen glühenden Suldigungen auch zugleich eine ganz respectable Hand zu Füßen legt und kreuzunglücklich ist, wenn sie nicht aufgenommen wird. Solch ein liebenswürdig, nicht mehr ganz junger Jüngling ist Mr. Yes, ein englischer Arzt, mit einem sehr langen blassen Gesicht, roth-blond, den allerlängsten Armen und Beinen, die

ich je gesehn habe, einem entsprechend langen dünnen Halse, fußbreiter Kravatte, schaudervollem Französisch und dem allerschaudervollsten Deutsch. Dieser Mr. Yes hat nun den Spleen, mir durch seinen Groom jeden Morgen ein reizendes Bouquet zu senden und überdies einen vier Seiten langen ernsthaftesten Heirathsantrag in besagtem Französisch. Dazu kommt, daß Jung-England keine drei Worte schreiben kann, ohne inzwischen wenigstens zwei — Tintenklege zu machen! Denke Dir also — zu all meinen vielen Bildungs-Arbeiten noch die: solche Liebesbriefe zu entziffern! Die gute Mutter hilft mir aber treulich. Jede liest abwechselnd eine Seite und jetzt wissen wir des guten Doktors Zwanzigtausend-Pfund-Heiraths-Anträge schon ziemlich auswendig. Sie brieflich zu beantworten, haben wir längst aufgegeben. Da kommt my dear worshipper in der Visitenstunde täglich selber angerasselt — reizende Apfelschimmel! — der Groom springt die Treppe herauf — »Mr. Yes?« — »Very welcome!« — und Jung-England storchbeint in's Zimmer: »Mademoiselle . . . uonderschönste . . . my love . . . ?« — Melancholisch schüttle ich das Köpfschen: »My dear Sir — impossible!« — und wir sind für vierundzwanzig Stunden fertig.

Gefährlicher könnte mir schon ein junger polnischer Student werden. Ein reizender Junge, bildhübsch, feurig, schüchtern, bescheiden, klug, tugendhaft — und von einer rührenden Liebe zu seinem armen hingeschlachteten Vaterlande beseelt. Er singt allerliebste mit mir italienische und französische Duette und tanzt die Masurka wie ein Gott. Sein Französisch klingt zaubernd und fein: moi! Mademoiselle, moi! — unmachahmlich! Chère mère und ich nennen ihn entre nous immer nur: Unser Moi! Die Mutter ist ganz verliebt in unser Moi. Aber fürchte — oder hoffe Nichts, Louis! Madame la mère in dem fernen polnischen Grafenschloß hält unser gutes Moi sehr kurz mit dem Taschengelde. Noch keine Blume hat mir Moi zu Füßen gelegt, geschweige denn . . . Aber die Augen, Louis,

diese dunklen feurigen Polenaugen sprühen mehr echte, reine Herzensliebe, als alle englischen Zwanzigtausend-Pfund-Brief-Kleze zusammengenommen . . . Und wenn auch! Du weißt, mein Bruder, daß ich nie heirathen will, um einzig meiner geliebten Kunst leben zu können . . .

P. S. Schicke mir doch einige Duzend gute, etwas harte, von Dir geschnittene Federn, recht scharf und spitz, daß ich sie mit einigen heiteren Versen Mr. Yes zu Weihnachten schenken kann. Vielleicht macht er dann einige Liebes-Kleze weniger. «

»Heute, mein Bruder, habe ich Dir große musikalische Neuigkeiten zu melden. Höre und staune: Deine kleine Lina hat in zwei öffentlichen Konzerten mitgewirkt und — gefallen! Ein Mal sogar wirklich Klavier gespielt, obgleich Ignaz Moscheles — le célèbre prince des pianistes — anwesend war. Das kam so. Du hast von den furchtbaren Ueberschwemmungen im Badischen gelesen und wie viele unserer Landsleute dadurch verarmt sind. Da arrangirte nun Graf Röder aus Karlsruhe, der jetzt hier lebt, im Konzertsaal des königlichen Schauspielhauses für die Ueberschwemmten ein Subskriptions-Konzert. Der Graf kam auch zu uns und bat um meine Unterstützung. Ich erbot mich sogleich: zu deklamiren! Aber der Graf meinte: Das ist den Berlinern nichts Neues. Wenn sie aber hören: ihr blonder Liebling von der »Königstadt« kann sich auch auf dem Klaviere hören lassen! — so wird die Neugier sie schon in's Konzert ziehen, um von dem neuen Wunder mitsprechen zu können. Und Sie dürfen sich »als geschätzte Dilettantin« in einem Wohlthätigkeitskonzert für Ihre Landsleute, wie ausdrücklich im Programm bemerkt werden soll, sogar in Berlin

auf dem Klaviere produciren. Ich habe Sie in Karlsruhe im Museums-Konzerte gehört . . . Ich konnte mich durchaus nicht entschließen, aus Bescheidenheit und — aus Angst vor den scharfen Berliner Musikkritikern. — Als aber auch mein zu Rathe gezogener Klavierlehrer, Herr Gräulich — der aber durchaus nicht gräulich ist — meinte: ich könne es wagen! — da war ich geliefert. Die Mutter sagte mit ihrer milden Entschiedenheit, ohne auf meine Einsprüche zu achten: Herr Graf, da es sich hier um keine eitle, sondern um eine gute That handelt — wenn Lina's Konzert-Nummer auch nur wenige Friedrichs'or mehr einbringt — so wird meine Tochter bestimmt spielen! — Herr Gräulich wird die Güte haben, das Klavierstück auszuwählen! —

Herr Gräulich wählte: Rondo Türe von Czerny, das wir schon fleißig vierhändig geübt hatten. Aber mit welchem Zittern sah ich dieser öffentlichen — Exekution entgegen! Als die Mutter mich abends putzte, dachte ich: so muß der armen Maria Stuart zu Muth gewesen sein, als Hannah Kennedy sie für den letzten Gang schmückte! — Ich hatte eine reizende neue Toilette: duftiges Spitzenkleid über weißen Atlas — in den Locken frische natürliche Blumen, wie die Mutter und ich es für junge Mädchen so sehr lieben — sonst keinen Schmuck. — Als ich an meines Lehrers Arm die Estrade betrat, dachte ich wieder an das Armensünder-Hochgericht und ich zitterte wie Espenlaub, daß Gräulich mir zuflüsterte: Muth — tapfer vorwärts — oder wir Beide sind verloren! — Ich wurde von freundlichem Applaus empfangen. Louis, das ist Lebensbalsam für ein Künstlerherz. Es wirkt zugleich erwärmend und beruhigend, wie Sonnenschein und holde Freude. Mag der kluge kalte Publikum-Berstand auch immer sagen: Wer vor einer Kunstleistung applaudirt, ist Partei — Freund des Künstlers! Immerhin! Wenn die klugen kühlen Leute doch nur mal an sich selber erproben könnten: wie wohl es uns Künstlern thut, uns

auch vor dem — Nach-Richter unter guten Freunden zu wissen — — und wie erkältend es auf das Künstlerherz wirkt — wie gottverlassen und kleinnüthig man sich fühlt — bei dem Gedanken: diese Bretter, auf denen Du stehst, können Dir heute Abend zum hochnothpeinlichen Gericht werden — da unten schlägt für Dich kein warmes Freundesherz — heißt Dich kein freundlicher Mund, keine hülfreiche Hand willkommen! . . .

So hatte ich — Dank diesem herzlichen Empfang! — schon die Courage, die weißen Handschuhe abzustreifen, ohne zitternd sie zu zerreißen oder gar in kindisches Weinen auszubrechen . . . Und als ich erst ein Duzend Tasten berührt hatte, da war ich geborgen. Ich dachte nicht mehr an Freund oder Feind da unten — ich saß zu Hause in unserer rothen Stube und spielte mit meinem Lehrer Rondo Türe — so gut ich es konnte — — bis mich am Schluß der rauschendste Beifall wieder in den Konzertsaal zurückrief. Mütterchen sagte: ich hätte bei meinem Dank-Kompliment ganz rosig gestrahlt vor Vergnügen — — und ihr wäre der ganze Hebeltsche Feldberg vom Herzen herabgefallen, als Alles glücklich überstanden sei. Sie habe vor lauter Stoßgebetlein keinen Ton gehört . . . Ja, warum ladet das stolze Mutterherz sich erst solch einen übermüthigen Angstberg auf? Da soll nachher der liebe Gott immer helfen, als ob er nichts Besseres zu thun hätte, als leichtsinnigen Fingern die richtigen Klaviertasten zu zeigen! — Nun, der gute Zweck ist wenigstens erreicht und der möge auch hier die schwachen Mittel heiligen: Der Saal war gepfropft voll, Viele haben Ueberzahlungen gemacht, auch die Mutter mit ihrem Pfennig der Witwe — und die armen Ueberschwemmten werden ihre Freude haben . . . Doch die Kritik — die böse schneidige Berliner Kritik? — Die war dies Mal recht stumpf — d. h. milde. Sie hat die »geschätzte Klavier-Dilettantin« sehr gnädig behandelt und war einstimmig in dem Urtheil, daß Mlle. Bauer

brillant — ausgesehen habe! Ich fürchte, Louis, die schärfste Kritik für die — Klavierspielerin.

Wenige Tage später, am 15. Dezember, fuhren wir nach Potsdam, um in dem von Karl Blum arrangirten Konzert mitzuwirken. Ja wir! Madame Grünbaum, die berühmte Tochter des Wiener Volkskomponisten Wenzel Müller, die Gattin des Tenoristen Grünbaum, die als Hofsängerin von der großen Oper in Wien hier gastirt und mit Recht den Namen »die deutsche Catalani« führt, eine fein gebildete, liebenswürdige Dame, und?! — Moscheles — der geniale Virtuos — die Mutter und ich.

Karl Blum hatte Moscheles einige Tage vor dem Konzert uns vorgestellt. Wir wußten kaum, was mehr für ihn einnahm: — das eminente Talent, oder sein bescheiden natürliches und doch so würdevolles Benehmen. In Moscheles' Augen würde Zelter auch gern blicken, denn sein sanftes Gemüth, seine reine Künstlerseele spiegeln sich unverhohlen darin. Ich sollte vor ihm spielen, aber ich wagte es nicht. Er verstand es jedoch so prächtig, mir Muth einzureden, und ließ nicht nach, bis ich ein vierhändiges Stück mit ihm ausführte — die herrliche Overtüre zum »Don Juan«. Wahrscheinlich opferte sich le prince des pianistes der Mutter zu Liebe, denn die hat ihn schon ganz in ihr Herz geschlossen und schwärmt für Moscheles.

Blum hatte für einen bequemen Wagen gesorgt, und recht vergnügt begannen wir auf der Landstraße zu plaudern, — als Moscheles, plötzlich die Augen schließend, todtensblaß zurückfiel und stöhnte: »wie wird mir — mein Kopf, mein Kopf!« Du kannst Dir unsern Schrecken vorstellen. Wir ließen halten und riefen nach Karl Blum, der mit Moscheles' Bruder einige Schritte voraus fuhr. — Das Gesicht des Konzertgebers hättest Du sehen sollen, als er seinen Freund in der

Wagenecke liegen — und sein Konzert um die schönste Zierde gebracht sah. Doch ohne Bedenken sagte er: »Schnell nach Berlin zurück! — ich will in Potsdam abbestellen . . .« Da öffnete Moscheles matt die Augen und flüsterte: »Nein! nein! ich spiele — und sollte ich sterben — nur vorwärts . . .«

Und alles Protestiren Blum's half nicht.

»Ich spiele!« wiederholte matt der Kranke, und die Wagen setzten sich in Bewegung. In Zehlendorf Pause, abermaliges Fragen, Bitten Blum's, sich zu schonen — die gleiche Antwort des halbtodten Moscheles — und endlich langten wir nach der peinlichsten Fahrt in Potsdam an.

Alle Bilette waren bereits vergriffen. Im Gasthaus hatte Blum schönstens vorgesorgt. Nach der Probe setzten wir uns zu Tisch — aber Moscheles lag im Nebenzimmer auf dem Sopha, jede Erquickung verschmähend. Er hatte in der Probe kaum die Kraft gehabt, die nöthigsten Akkorde für das Orchester anzuschlagen. Wenn aber Blum nur Miene machte, gegen sein Auftreten protestiren zu wollen, so blieb Moscheles resignirt dabei: »Ich spiele!«

Zum ersten Mal sollte ich vor den Potsdamern erscheinen. Ich hatte also eine reizende Toilette gewählt: weißen Tüll mit himmelblauen Aestern! Ich sollte mit Guitarre-Begleitung die Erlebnisse eines Troubadours deklamiren. Blum akkompagnirte. Er gilt als der erste Guitarrespieler Deutschlands.

Um sechs Uhr, als wir des Anfangs harreten, wankte Moscheles in feierlicher Toilette in's Versammlungszimmer, mit fieberhaft glühenden Augen, blaß wie eine Leiche. Die Mutter rieb ihm die Schläfen mit Eau de Cologne und — schminkte ihn, damit das Publikum nicht erschrecken solle. Dann saß er auf dem Sopha, den Kopf in den Armen der Mutter, und sah so — jammervoll zu ihr auf, daß ich trotz meines Mitleids

laut lachen mußte. Das Zeichen wurde gegeben — und Moscheles taumelte vor — wurde rauschend empfangen . . . und spielte — wie ein Gott! Rasender Applaus und — der Gefeierte flüchtete todmatt zum Sopha. Nach der zweiten Nummer gleicher Enthusiasmus und gleiches Hinsinken auf's Sopha — aber bald, so wie Moscheles nicht mehr zu fürchten brauchte, daß durch seine Krankheit Blum's Konzert gestört würde — da fühlte er sich wohler, vermochte ein wenig zu essen, und während des Soupers verminderte sich die Migräne so, daß ich meinem Muthwillen schon die Zügel ein wenig schießen lassen durfte. Ich ahmte sein Augenschließen, Zurücklehnen, Lispeln: »Ich spiele — und sollte ich auch sterben . . . « zu seinem größten Ergötzen nach. — Moscheles fuhr zu neuen Triumphen weiter in die Welt hinein. Wir kehrten noch in der Nacht nach Berlin zurück, beglückt durch die liebenswürdigste Theilnahme der Potsdamer. Sie freuen sich darauf, mich bald als Hofschauspielerin auch in ihrem hübschen kleinen Theater zu sehen.

Kaum waren wir von dieser angreifenden Fahrt etwas zu uns gekommen, so ließ sich Präsident Scheve melden, ein freundlicher, ehrwürdiger alter Herr, aber ungeheuer — zeremoniös. Tief sich verbiegend trug er feierlichst sein Anliegen vor: Ich möchte in einem Konzert deklamiren, zum Besten des Louisenstiftes gegeben, dessen Vorsteher — nein, Schutzpatron der Präsident ist. Gern sagte ich zu, und finde mich auch recht leidlich darein: — einstweilen zu deklamiren, statt Komödie zu spielen. Aber, Louis, es ist keine leichte Sache, ein geeignetes Gedicht zu wählen. Es soll nicht zu ernst, auch nicht zu heiter, weder zu kurz noch zu lang sein. Ich wählte — »Nichts!« von Theodor Hell. Der Konzertsaal des Schauspielhauses ist ein prächtig erleuchtetes, schönes Lokal, da erscheint man ungeschminkt, was mir besser steht. Und mein »Nichts« gefiel.

Zu unserer Ueberraschung besuchte uns Präsident Scheve am andern Morgen wieder, um mir in seiner feierlichen Weise

nochmals zu danken und eine lange Rede zu halten, deren kurzer Sinn war: die »tausendjährige Gesellschaft« beglückte uns durch ihn mit der Einladung — dem alljährlich stattfindenden Stiftungsdiner beizuwohnen . . .

»Tausendjährige Dinergeber?« fragte ich nicht ohne komisches Entsetzen . . .

»Ja, liebes Fräulein, die geschlossene Gesellschaft besteht aus vierzehn Mitgliedern — diese zusammen machen tausend Jahre . . .«

Du weißt leider, mein Bruder, daß ich stets ungerne Rechenstunden genommen und öfters die aufgegebenen Exempel von den Schulkameradinnen abschrieb — aber so viel konnte ich doch dividiren: daß tausend durch vierzehn getheilt, jedem Kopf 71 Jahre und 6 Monate zuweist. Schon wollte ich mich entschuldigen, aber die Mutter versicherte rasch: wir würden mit Vergnügen erscheinen . . . und ein gewisser Blick — Louis, Du kennst doch noch diesen Blick? — machte mich verstummen.

Als Präsident Scheve uns verlassen hatte, beklagte ich mich aber bitter, daß ich nun gar mit siebenzigjährigen Herren speisen solle . . . das sei von einem jungen Mädchen zu viel verlangt . . . Aber da hättest Du unsere Mutter hören sollen: »Gegen junge, schöne Herren, — nicht wahr? — da wird es Dir nicht schwer, liebenswürdig zu sein? — Das will aber gar nichts heißen, das können Andere auch! — aber dem Alter gegenüber bescheiden, amuthig, zuvorkommend sich zu benehmen — das erfordert nicht allein Bildung, sondern auch Herzensgüte. Nur gute Herzen vermögen zu schätzen, von ehrwürdigen Greisen achtungsvoll, wohlwollend ausgezeichnet zu werden . . .«

Und ich fühlte mich wahrlich tief beschämt. Ich dachte aber doch daran, die alemannischen Gedichte mitzunehmen und etliche vorzutragen, wenn mich meine Weisheit und — Liebens-

würdigkeit gegen die ehrwürdigen tausendjährigen Herren im Stiche lassen sollte.

Die Mutter schmückte mich, als sollte ich mir einen Bräutigam erobern. Sie hatte sich blühendes Geranium zu verschaffen gewußt; und diese frischen Blumen nahmen sich gar hübsch in den blonden Locken aus.

Präsident Scheve holte uns in seiner Equipage ab. Wir wurden von den alten Herren — meist hohen Militärs, die Brust mit Orden bedeckt — freundlichst begrüßt . . . und bald fühlte ich mich stolz und zufrieden in der tausendjährigen Gesellschaft.

Du hast keine Idee, Louis, auf welche liebenswürdig humoristische, geistreiche Weise die Unterhaltung geführt wurde! Wie diese alten Herren uns in's angenehmste Gespräch zu ziehen wußten, und wie meine unbefangenen Aeußerungen sie erfreuten. Ich mußte von Karlsruhe — die Mutter vom seligen Vater erzählen. — Sie lachten herzlich über meine enthusiastischen Lobeserhebungen — über Berlin und die Berliner.

Beim Dessert las ich »Hebel's Sommerabend« und »Hans und Berene«. Die alemannische Mundart war ihnen etwas Neues, und General Lestocq, mein Nachbar, bat immer wieder:

»O, nur noch einmal den Schluß« . . . und ich wurde nicht müde zu sagen: »jo frilli willi, jo!«

Die Mutter sah wie verklärt aus und — lobte mich auch später. Beim Abschiednehmen mußten wir versprechen: nächstes Jahr dem Diner wieder heizuwohnen, und — der Abwesenden zu gedenken. »Niemand wird fehlen! Mein Herz sagt es mir!« — rief ich lebhaft — und herzlich tönte es von beiden Seiten: »Auf frohes Wiedersehen — über's Jahr!«^o)

^o) Es fehlte auch Niemand im nächsten Jahre. Aber wie lange schon bin ich allein nur noch übrig aus jenem heiteren Kreise!

K. Bauer: Aus meinem Vahrenleben 11.

Und nun von den Bällen: Einer der hübschesten war der beim General Herwarth; ein lieber alter Herr, seine Gemalin die Sanftmuth selbst. Beide sind noch gar nicht von den Gebrechen des Alters heimgesucht, und genießen so recht froh und dankbar den Lebensabend. Die beiden ältesten Söhne*) sind schön verheirathet, auch Militärs, eine glückliche Familie.

Die Graf Brühlschen Subskriptionsbälle im Konzertsaal des Schauspielhauses habe ich auch zu »sehen« bekommen, denn getanzt wird dort fast gar nicht. Man konversirt, beobachtet und mustert und — kritisirt gegenseitig die Toiletten. Die Herren bewegen sich im Saal, die Damen sitzen meist auf den rings herum angebrachten Estraden. Der König promenirt unermüdet durch das Gedränge und spricht leutselig mit Vielen. Dabei schaut er lächelnd umher, wie ein Vater, der sich freut, die Kinder vergnügt zu sehen.

Auf der vierten Estrade saß ich ganz bescheiden mit der Mutter und einer befreundeten Familie und ergökte mich an dem glänzenden Gewirr im Saal . . . als plötzlich mir zugeflüstert wurde: »Der König will mit Ihnen sprechen, steigen Sie herab« . . . und ich stand zum ersten Mal vor Friedrich Wilhelm dem Gütigen.

Ich fühlte, daß sämtliche Anwesende mich beobachteten, wie ich mich benehmen würde, es flimmerte mir vor den Augen — aber kaum begegnete ich den milden, gütigen Blick des Königs, so war ich gefaßt. Der König sagte in seiner bekannten, abgebrochenen Weise: »Freue mich, Brühl Sie für meine Bühne gewonnen — oft auf dem Königstädter Theater gesehen — viel Vergnügen gemacht — muntres Wesen lieben — sehr gefallen.«

*) Der eine ist der durch die letzten Kriege so berühmte General Herwarth v. Bittenfeld.

»Ew. Majestät beglücken mich . . .«

»Wann auftreten?«

»Anfang Januar!«

»Welchen Stücken?«

»Beschämte Eifersucht — Jurist und Bauer —«

»Gut, liebe Lustspiele — wünsche Glück!«

Dann nickte der König freundlich und ging weiter.

Hofrath Heun (Clauren) bot mir seinen Arm, mich wieder auf die Galerie zu geleiten; doch nur mit Mühe gelangte ich hinauf. Alle Welt wollte mir vorgestellt sein — mich sehen — mit mir sprechen.

Bei meinem nächsten Schreiben, *mon frère*, bin ich wieder in Reich und Glied — unter den Berühmtheiten der königlichen Bühne und muß fleißig sein, um den Namen Künstlerin zu verdienen . . .«

Ende des ersten Theils.

